

Werk

Titel: I. Teil. Ausführliche Inhaltsangabe des Libro de buen amor

Ort: Erlangen

Jahr: 1912

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?345572629_0031 | log25

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

auch die andern entlehnten Bestandteile des Libro de buen amor (die Fabliau-artigen Stoffe, die Pamphilusepisode etc.) untersucht werden, ferner müsste das in ihm enthaltene kulturhistorische Material ausgebeutet werden u. s. w. Kurz, es knüpfen sich an den Namen Juan Roiz noch eine ganze Anzahl Probleme.

Was den Autor selbst angeht, so haben wir jetzt eine Studie über ihn von dem spanischen Gelehrten Puyol y Alonso¹⁾. Da ich seinen Untersuchungen hinsichtlich der Biographie nichts nachzutragen habe, so begnüge ich mich mit dem Hinweis auf ihn für alle hierher gehörigen Fragen.

Das Werk „El libro de buen amor“ liegt in einem diplomatischen Abdruck vor, den Jean Ducamin²⁾ besorgt hat, ausserdem in der Biblioteca de autores españoles 57.

Teil I.

Ausführliche Inhaltsangabe des Libro de buen amor.

An den Anfang seines Libro de buen amor stellt der Verf. ein Gebet (in Versen), das Gott bei seinen verschiedenen Rettungswerken, an den Kindern Israel, an Daniel, Susanna, Jonas, Petrus beschwört, ihm, dem argbedrängten, im Gefängnis schmachtenden Priester zu Hilfe zu kommen und auch ihn von den Verrätern zu erretten³⁾. Weiter wendet er sich an die Jungfrau Maria, dass sie sich bei ihrem Sohn für ihn verwenden möge⁴⁾. Nach dem Einleitungsgedicht steht eine prosaische Exegese über den 10. Vers des 31. Psalmes: Intellectum tibi dabo . . ., die, unter Aufbietung von grosser Gelehrsamkeit und scholastischer Spitzfindigkeit auf eine Rechtfertigung des Libro de buen amor hinausläuft. Für uns ist aus ihr eigentlich nur die Bedeutung, die der Erzpriester dem Titel de buen amor beigelegt wissen will, zu ent-

1) Puyol y Alonso, El Arcipreste de Hita. Madr. 1906.

2) J. Ducamin, Juan Ruiz, Libro de buen amor. Toulouse 1901.

3) Die daraus folgenden Konsequenzen für die Biographie des Erzpriesters sind gezogen von Sanchez (Bibl. de aut. esp. LVII, Madrid 1864 p. XXXIII) und von Puyol y Alonso (El Arcipreste de Hita, p. 91 ff.). — Doch macht Prof. Appel darauf aufmerksam, dass der Ausdruck „im Gefängnis“ sehr häufig gleichbedeutend ist mit „im irdischen Gefängnis“ (Gegensatz Himmel) (Appel, Poésies provençales inédites p. 101, Anm. 2). Damit fielen alle Hypothesen über die Gefangenschaft des Erzpriesters und deren Veranlassung. — Der Vermerk des cod. von Salamanca: Este es el libro del Arcipreste de Hita, el qual compuso seyendo preso por mandado del Cardenal Don Gil, Arzobispo de Toledo, hat natürlich gar keine Beweiskraft.

4) Eine Anzahl lyrischer Strophen ähnlichen Inhalts ist durch das ganze Werk verstreut, darunter zweimal die 7 Freuden der Jungfrau; sie haben für den Gang der Handlung keine Bedeutung, darum mögen sie hiermit ein für allemal abgetan sein.

nehmen¹⁾. Er stellt nämlich dem *buen amor* den *loco amor*, der die Seele ins Verderben führt, gegenüber und empfiehlt den ersteren; freilich ist er offen genug, einzugestehen, dass sein Werk auch mancherlei Fingerzeige enthält für die törichte Liebe, und man muss in der Tat sagen, dass die Herrschaft des Titelhelden, der guten d. h. zu Gott führenden Liebe, sich nur auf wenige und gerade die Stellen des Buches erstreckt, die den Eindruck der Unaufrichtigkeit machen.

Eine erneute Verweisung auf den Ernst, der hinter seinen oft spassigen Erzählungen stehe, erkennt man auch in den eigentlichen Einführungsstrophen, die Gott um seinen Beistand bei dem schwierigen Werke anflehen. Das Buch ist darum in Versen gereimt, dass es sich weit verbreite und gefällig wirke; doch ist damit durchaus nicht der tiefe Gehalt ausgeschaltet. Gewiss kommen Scherze darin vor, aber wer weiss nicht, dass neben dem Dorn die Rose wächst?

Str. 44—70. Um sein Buch noch weiter gegen den Vorwurf der Leichtfertigkeit zu verteidigen, geht der Erzpriester aus von einem Gemeinplatz *Catos*, dass jeder Mensch, zur Erholung von den Lasten, die ihm das Leben aufbürdet, gelegentlich herzlich lachen müsse. Lachs toff will er seinen Lesern bieten; dabei aber beruhigen sich weder sein schriftstellerischer Ehrgeiz noch sein Gewissen, er will ihnen auch etwas bieten, das Wert für sie hat, und weist darauf immer wieder hin (*copla* 46a, 64d, 65b, 67b, 68cd, 70a), dass man bei der Lektüre seines Buches dieses „etwas“ — das nicht näher bezeichnet wird — herausfinden müsse. Die Menge der Hinweise hat für den modernen Leser nur das Gefühl im Gefolge, dass Roiz einer äussern Form mit ihnen genügen will, einer Form, wie sie damals landläufig war²⁾. Es mag ihm ja eine leise Vorstellung von der Verantwortlichkeit des Schriftstellers für die event. unmoralischen Folgen seines Buches vorschweben³⁾ — in erster Linie lässt er es sich angelegen sein, seinen Vorgesetzten gegenüber die Rolle des Moralisten, der nur bessern und lehren will, durchzuführen. Durch das häufige Hinweisen auf den tiefen Kern, der in seinem Liebesbuch verborgen liegt, deckt er sich gewissermassen den Rücken und verschafft sich

1) Wenn er auch als Gesamttitel nicht überliefert ist, so dürfen wir ihn dem Werke ruhig geben, weil der Verf. es wiederholt so bezeichnet.

2) Ich verweise auf den Prologo zu *Calila e Dymna et por ende, si el entendudo alguna cosa leyere deste libro, es monester que lo afirme bien, et que entienda lo que leyere e que sepa que a otro seso encobierto*. Weiter unten vergleicht der Verf. sein Werk mit einer Nuss, deren harte Schale erst durchbissen werden müsse.

3) Hervorragend ist sie ausgebildet bei Don Juan Manuel der immer befürchtet, seine Leser möchten enttäuscht sein, „er schreibe aber nur für Leute, die noch weniger wüssten, wie er“.

eine Passkarte für die Anstössigkeiten, die er bringen wird. Dann kann er ja immer sagen, wenn man ihn ihretwegen zur Verantwortung ziehen will: Ich muss das bringen, um mein verborgenes Ziel zu erreichen. Alle Angriffe, die auf ihn erfolgen könnten, kann er ablehnen mit der Begründung: Ihr legt mir da etwas unter, woran meine Seele nicht gedacht hat, genau wie jener römische Schlaumeier seinem griechischen Opponenten. — Griechen und Römer stritten darüber, ob letztere die Gesetze der ersteren übernehmen könnten, bei dem Stande ihrer Bildung. Man verabredete eine öffentliche Disputation über die Frage, von deren Ausgang der Entscheid abhängen sollte, musste sich aber auf eine Disputation durch Zeichen einlassen, weil man die Sprachen gegenseitig nicht beherrschte. Die Römer wählten als Anwalt einen Burschen, der schon Verschiedenes auf dem Kerbholz hatte, denn einen letrado hatten sie den griechischen Doktoren nicht entgegenzustellen. Der Grieche eröffnete die Disputation in traditioneller Weise und bedeutete zuerst durch Ausstrecken des einen Zeigefingers seinem Gegner, dass es nur einen Gott gebe. Diesen Gedanken zog der Römer, der von der philosophischen Zeichensprache keine Ahnung hatte, in seine brutale Sphäre herab, er fasste das Zeichen auf als eine Drohung des Griechen, ihm ein Auge auszubohren, und beantwortete es mit einer Gebärde (Daumen und zwei Finger ausgestreckt), die den Griechen für seine beiden Augen und die Zähne fürchten lassen sollte. Der gebildete Doktor deutete aber die Geste als eine Anerkennung der Dreieinigkeit und antwortete seinerseits mit der flach ausgestreckten Hand, dem Zeichen der Ergebenheit gegen die Gottheit. Der Römer missdeutete auch diese Bewegung gemäss seiner Gedankenrichtung und bot an Stelle der „Ohrfeige“ seine Faust, die den Griechen wiederum die Überzeugung gewinnen liess, dass sein Opponent an die allumschliessende Macht Gottes glaube; darum erklärte er seinen Landsleuten, dass die Römer der Benutzung der griechischen Gesetze würdig seien. — Mit dieser Geschichte sucht der Erzpriester seinen Satz, dass durch falsche Interpretation alles Schlechte in ein Wort hineingetragen werden könne, zu stützen. Allerdings gibt er auch zu, dass mancher Autor wirklich *con locura* dichte.

Str. 71—76. Nach Erledigung der formellen Rücksichten geht der Erzpriester nun sofort zu dem Gegenstande seines Buches, der Liebe, über. Auch hier freilich sieht er sich noch nach einer sichern Deckung um, die seine gute Absicht vor allen Missdeutungen sicher stelle, und findet sie in dem Meister, dessen Autorität in dieser Zeit noch niemand anzweifeln durfte, ohne von der Kirche verfolgt zu werden, in dem „*praecursor Christi in rebus naturalibus*“: Aristoteles. Dieser habe behauptet, dass alle Welt nach zwei Dingen strebe: nach Nahrung und fröhlicher Vereinigung mit dem andern Geschlecht; während aber

bei den Tieren sich der letztere Trieb nur in bestimmten Zeiten rege, sei der Mann immer auf diese locura lüstern, und, obwohl er ganz wohl wisse, worin die Versuchung bestehe, bleibe er ihr doch nahe, weil die Natur ihn dazu antreibe. Er, der Erzpriester, würde es ja für eine unverzeihliche Schuld hatten, so etwas auszusprechen (72), aber einem Gelehrten, wie Aristoteles, dürfe man nicht misstrauen. Und da er, Juan Roiz, ein sündiger Mensch sei, wie alle andern, so habe auch er gar oft sein Herz für ein Weib entbrennen fühlen. Weil ihm so nichts Menschliches fremd geblieben sei, halte er sich aber nicht für schlechter als andre, sondern nur für geschickter, das, was er als das Beste erkannt habe, zu befolgen.

Str. 77—97. So hat er denn glücklich einen „moralischen“ Weg gefunden, um uns sein erstes Liebesabenteuer, dessen Heldin eine vornehme Dame war, zu erzählen. Deren gesellschaftliche Stellung brachte für den Liebhaber die Unannehmlichkeit mit sich, dass er sie nie unter vier Augen sprechen konnte, denn sie wurde mehr bewacht als die Thorah der Juden. Wenn nun auch das Benehmen der Dame durchaus ehrbar war, — sie redet ihn freundlich an, lächelt ihm zu, aber „nunca al fiso por mi, ni creo que faser quiso“ — so wagt es der Erzpriester doch, ihr eine Unterhändlerin zu schicken mit einem Gedichtchen (fehlt in den Hss., wie die meisten lyrischen Strophen) — ihre Tugend mit Geld zu versuchen, wagt er denn doch nicht (79) —, muss aber das Vergebliche seiner Bemühungen einsehen nach der Antwort, die ihm seine Zwischenträgerin überbringt: Die Dame sei durch den Schaden anderer klug geworden, wie der Fuchs bei der Teilung des geschlachteten Tieres. — Der Löwe, der krank gewesen war, veranstaltete einen Genesungsschmaus mit den andern Tieren, zu dem der Stier als Festbraten ausersehen wurde. Der leutselige König der Tiere überliess die Teilung dem Wolfe, der töricht genug war, die freie Verfügung über den Stier für bare Münze zu nehmen und dem Löwen die inneren Teile, sich und den andern Tieren den eigentlich schmackhaften äusseren Kadaver zuzuerkennen. Solches Missverstehen allerhöchster Wünsche kostet ihn Ohr und Kopfhaut. Der schlaue Fuchs versteht den Wink und teilt, dazu aufgefordert, genau umgekehrt. — Ihn nimmt sich die Dame zum Vorbild und schickt die Kupplerin des Erzpriesters rasch davon. — Trotzdem war schon etwas von seinen Absichten in die Öffentlichkeit durchgesickert, und damit jede weitere Annäherungsmöglichkeit ausgeschlossen. Nur um ein Trauerlied, das sie für sich allein singen könnte, lässt die Dame noch bitten, woraus hervorgeht, dass sie die Annäherung des Galans nicht ganz ungerne gesehen hatte. Aber selbst ihr wehmütiges Gedenken an den Geliebten, den sie mit Rücksicht auf die Welt hat fallen lassen müssen, wird ihr nicht unversehrt gegönnt, sondern man zieht sein Bild in den Schmutz,

so dass sie nicht anders kann, als ihn verachten. „Man“ hat gehört, wie er sich seines leichten Erfolges bei ihr andern gegenüber rühmte, wie er sich über ihr Äusseres lustig machte, wodurch sie sich mit Recht in ihrem Stolz verletzt fühlt; sie sagt sich, dass er eben ein Bewerber war, wie alle andern, die grosse Versprechungen machen und, am Ziel angelangt, wenig oder gar nichts davon wahr machen.

Str. 98—104. Sie vergleicht ihr Erlebnis mit der Fabel von der Erde in Kindesnöten. — Die Erde zittert und tost, als wollte sie irgend ein Ungeheuer, das alle Länder verwüste, zur Welt bringen, aber das Ergebnis der Ängste und Schmerzen ist der bekannte *ridiculus mus*, oder vielmehr bei unserm Dichter ein Maulwurf; entsprechend der Sorge, die alle Welt erfüllte, ist nun der Spott doppelt beissend. — Genau so versprechen viele Liebhaber ihren Angebeteten das Blaue vom Himmel herunter, geben zuerst viel Korn und wenig Spreu und wissen sie so zu blenden, verschwinden aber nachher, wenn es ans Erfüllen gehen soll. Ein Mann, der viel verspricht, ist keine zwei Nüsse wert. Kurzum, die *senora* zieht sich gänzlich vom Erzpriester zurück, ihn dadurch in tiefe Trübsal versetzend; neue Versuche, den Bruch durch Übersendung von ehrfurchtsvollen Liedern wieder zu heilen, werden von der charaktervollen Schönen unterbunden, indem sie die Lieder einfach nicht annimmt. Und der optimistischen Versicherung des Liebhabers „mit der Zeit pflückt man Rosen“ darf man bei dieser Dame wohl etwas skeptisch gegenüberstehen.

Str. 105—122. Er selbst scheint sich nachträglich auch zu dieser Ansicht bekehrt zu haben, denn im Anfange des neuen Abschnittes sehen wir ihn ganz resigniert und überzeugt von der Eitelkeit alles Irdischen; die Liebe zu Gott ist das einzige, woran er noch glaubt. Die vier salbungsvollen Verse, die er auf die Darlegung dieses Gedankens verwendet, sind, mit ihrer Berufung auf Salomo und wegen ihrer asketischen Tendenz, glänzend geeignet, die durch die vorausgegangene leichte Tändelei kopfscheu gewordenen Rigoristen unter seinen Lesern zu beruhigen. — Wenn es denn nun mit der Liebschaft nichts ist, so trauert ihr aber unser Roiz nicht länger nach, er fügt sich ins Unvermeidliche, beteuert nur noch einmal seine Unschuld an dem Bruch. Wie würde er es über sich gewinnen, eine edle Frau, das höchste Gut auf Erden und das grösste Vergnügen, durch leichtfertiges Gerede herabzuwürdigen? — Schon bei diesen Worten merken wir, wie der Ton der Askese sich in seinem Munde eigentümlich umstimmt, und er in das alte Fahrwasser zurückgleitet. Unverhohlen sind dann der naiven Freude an der Sinnlichkeit die folgenden Verse gewidmet. Es will ihm nicht in den Kopf, dass es Sünde sei, an Gottes Geschöpf, dem Weibe, Wohlgefallen zu haben, dann hätte der Schöpfer es nicht so edel gebildet, dann würde die Liebe nicht so hoch in Ansehen

stehen, dann würde es Menschen geben, die der Gemeinschaft mit dem Weibe entraten könnten; solche aber weiss er nicht einmal unter den Heiligen aufzuweisen. Aus der Wendung des Gedankens sehen wir, dass die entsagenden Worte am Anfang dem Erzpriester nicht von Herzen kamen, sondern wiederum nur des decorum halber eingeflochten wurden. — Der Übergang von der allbezwingenden Macht der Liebe zu seinen persönlichen Verhältnissen ist nur zu naheliegend. Warum sollte er einsam sein Leben vertrauern, wo die Gemeinschaft von Mann und Weib eine gottgewollte ist? Darum versucht er aufs neue sein Heil in der Liebe. Diesesmal mit einer „non santa“. Um mit ihr in Verbindung zu treten, sendet er ihr seinen Freund Fernand Garcia als Unterhändler, der sein Geschäft so gut ausrichtet, dass Juan Roiz das Nachsehen hat. Er rächt sich mit einem Scherzgedicht auf den falschen Freund, das reich an Wortspielen und in volkstümlicher Form abgefasst ist.

Str. 123—165. Der Erzpriester hat das Gefühl, dass er sich dem Leser gegenüber entschuldigen muss ob seiner unersättlichen Liebesgier, ehe er ihm ein neues Abenteuer zumutet; denn man sollte meinen, er habe nach seinen Misserfolgen die Liebe nun satt. Er macht einen weiten Umweg, um zu seinem Ziel zu gelangen.

Die Astrologie, eine buena sabiencia, die sich auf Plato und Ptolemäus („Tholomeo“ bei Roiz) berufen kann, stellt schon bei der Geburt den Lebenslauf eines Menschen fest. Dem Schicksal, das in den Sternen geschrieben steht, suchen sich zwar viele eigenmächtig zu entziehen, aber alle Versuche in der Richtung, mögen sie auch noch so lobenswert sein, z. B. Eintritt ins Kloster, Waffen- und Lehnsdienst, sind nach dem natural curso dazu verdammt zu scheitern. Als Beleg für seine Auffassung erzählt der Erzpriester die Geschichte eines Königssohnes, dem bei der Geburt von fünf Astrologen fünffacher Untergang (durch Hagel- und Blitzschlag, Absturz, Aufhängen und Ertrinken) geweissagt war, der sich denn auch in der angegebenen Weise vollzog, obwohl der ungläubige König Alcarás — die Namensform bestätigt den Zusammenhang mit arabischen Quellen — gegen die lügenerischen Sterndeuter geeifert hatte. Bei einer Jagd überrascht nämlich den Königssohn ein Hagelschauer; aus Angst vor dem ihm bekannten Orakel galoppiert er heimwärts, beim Überschreiten einer Brücke schlägt der Blitz vor ihm ein, zerstört die Brücke und lässt ihn in die Tiefe stürzen; im Fall bleibt er an einem Baum hängen, fällt aber, ehe ihm seine Umgebung zu Hilfe kommen kann, in den Strom und ertrinkt. Nun kann auch sein Vater nicht mehr an der Berechtigung der Astrologie zweifeln, und, wie unser Schriftsteller meint, überhaupt kein vernünftiger Mensch. Nur eine Schwierigkeit bleibt für den gläubigen Katholiken noch zu lösen. Bei reinem Fatalismus bleibt für Gottes

Allmacht eigentlich kein Spielraum, und an diesem Glauben darf doch kein Zweifler rütteln. Der Autor umgeht die Schwierigkeit, indem er ein gutes Gleichnis bringt. Ein König hat die Macht, Gesetze zu geben und nach ihnen die Strafen zu verhängen; wer will aber andererseits dem Urheber der Gesetze sein schönstes Recht, Strafen auf frühere Verdienste oder die Bitten anderer hin zu erlassen, verkümmern? Wer wollte es dem Papst verübeln, wenn er gegen seine Dekretalien aus Gnade, wegen geleisteter Dienste, Kirchenstrafen erlässt? Niemand wird daraus den Schluss ziehen, dass nun Recht und Gesetze aufgehoben seien. Genau so, meint Roiz, steht es mit dem Herr Gott, der auch den Sternen Macht über Menschenschicksale gab, ihnen aber doch unmöglich mehr Einfluss auf die Sterblichen einräumen konnte als sich selbst, und freie Hand behielt, um Menschen, die sich durch Fasten, Almosen etc. seiner Gnade würdig gezeigt hätten, von ihrem Sternenschicksal zu befreien. Durch diese Auffassung wird die Astrologie Gott zwar untergeordnet, behält aber doch ihren Wert als Wissenschaft — ein echt mittelalterlich-scholastischer Zug. — Der ganze Exkurs hat denselben Zweck wie oben die Heranziehung des Aristoteles; er soll die Liebe als eine unentrinnbare Macht erweisen, denn der Erzpriester kommt natürlich darauf hinaus, dass, wie es überhaupt keine Rettung vor dem Schicksale gebe (es sei denn durch Gottes persönliches Eingreifen), so namentlich alle die, die unter dem Zeichen der Venus geboren sind, ihrem Geschick, immerdar Frauen zu lieben, unrettbar verfallen sind. Zu ihnen muss er aber leider auch sich selbst rechnen, und zwar scheint der Venusstern seines Erachtens eine Neigung zu unglücklicher Liebe zu bedingen (152/53), denn er will sich, wenn ihm schon die Frucht des Birnbaums nicht vergönnt ist, auch mit seinem Schatten zufrieden geben. Hat doch der Frauendienst, auch ohne positive Ergebnisse, seine grossen Freuden und Vorzüge. Der Tölpel wird durch ihn zartfühlend, der Stumme beredt, der Feige mutig, der Träge flink und hurtig; der Junge bleibt lange — der Greis wird wieder jugendfrisch. Ja noch mehr, die Liebe wertet alle Urteile um. Der Hässliche, der Stumpfbock, der Dummkopf erscheint seinem Liebchen gewandt und geistreich, selbst der Arme als ein reicher Mann. Da ist es begreiflich, dass ein wirklich vornehmer alle Rivalen austicht, er muss es sich nur nicht verdriessen lassen, wenn er auch einmal einen Korb bekommt. Und selbst jemand, der wie der Erzpriester das Pech hat, immer unglücklich zu lieben, kann vielleicht durch Ausdauer ein Glück finden. — In der oben angedeuteten Urteilslosigkeit der Liebenden erblickt aber Roiz auch eine Gefahr, die er, wenn auch widerstrebend, seinen Leserinnen nicht vorenthalten will, obwohl er seine männlichen Liebesgefährten damit einer wirksamen Waffe beraubt (vgl. ähnlich Ovid, *ars amandi* III, *passim*). Wie er schon

in der Fabel vom schwangeren Berg andeutete, ist es für Liebhaber charakteristisch, dass sie mit Versprechungen um sich werfen und sich nur zu leicht als wertvoller und tiefer aufspielen können, dank der Liebesverwirrtheit der Schönen, als sie in Wirklichkeit sind. Die Liebe gleicht darin einem schönen Apfel, dessen Äusseres und dessen Duft auch häufig schlecht zu dem schon verfaulten Inneren passen. — Der Priester hält es aber für angebracht, sich wegen dieser freimütigen Äusserungen bei seinen Leserinnen zu entschuldigen, denn oft wollen Freunde die Wahrheit nicht hören und lauschen lieber den Lobsprüchen der Feinde, machen aber hernach dem, der sie ihnen vorenthalten hat, schwere Vorwürfe.

Str. 166—180. Unter Berufung auf seinen Stern und auf die Amme der Menschheit, die Gewohnheit, die es für ihn unerträglich machen, allein zu leben, ohne weiblichen Umgang, sucht der Erzpriester sich ein neues Schätzchen, diesmal eine Benediktinerin. Alle Ansprüche, die er an Abkunft, Bildung und Intelligenz sowie an das Äussere zu stellen berechtigt ist, werden in weitestem Masse erfüllt. In vier Verse drängt er sein weibliches Schönheitsideal zusammen, das ausser schlankem Wuchs und lieblicher Gesichtsbildung eine wahre Musterkarte innerlicher Vorzüge, sich abstuft von gemessener Höflichkeit bis zur ausgelassenen Lustigkeit, einbegreift. Er verfasst für sie Verschen und Lieder (nicht erhalten), denn er meint mit dem üblichen Tand (Gürtel, Bänder, Fingerlinge und Stoffe) einer Nonne keine Freude machen zu können. Zu seiner Bekümmernis muss er aber einsehen, dass er seinen guten Hafer in den Sand gesät hat. Gerade die mangelnde Freigebigkeit des Liebhabers verletzt die fromme Dame mehr als sein weltliches Ansinnen, denn ihre moralische Äusserung, dass sie ihr Seelenheil nicht durch ein peccado del mundo gefährden wolle, ist ein durchsichtiges Mäntelchen, das sie ihrer Begehrlichkeit umzudrapieren sucht. Die folgende Fabel illustriert denn auch den Satz: *quien toma, debe dar*. — Ein Dieb sucht den Wachthund durch Vorwerfen vergifteter Brotstücke für sich einzunehmen und zum Stillschweigen zu bringen, der Hund erkennt aber den Wert der „Geschenke“ und macht dem Einbrecher klar, dass er es vorzieht, seinem Herrn, der ihm den Unterhalt gewährt, treu zu bleiben, statt für ein paar Stücke Brot seine gesicherte Lebensstellung aufzugeben. Bei dem Hunde klingen immerhin ethische Motive an, was der Erzpriester bei der Nonne nicht Wort haben will. — Wieder ist also die Werbung erfolglos gewesen! Aber der unglückliche Werber rafft sich aus der Melancholie, dass er immer Pech habe, sei es wegen seines Standes, sei es wegen äusserer Reizlosigkeit, gewaltsam auf. Nur dem Gott Amor kann er heftige Vorwürfe nicht ersparen.

Str. 181—188. Als dieser ihm daher eines Nachts, wo er wieder

wütend über sein Missgeschick nachsinnt, erscheint, als ein stattlicher und gesetzter Mann, weist er ihn zuerst barsch hinaus, schleudert ihm aber dann alles entgegen, was er gegen seinen Peiniger auf dem Herzen hat. Alle die Gemeinplätze, die die erotischen Dichter an der Hand haben, um die verderblichen Folgen der Liebe zu schildern, ihre Betrüglichkeit und Falschheit, die nicht vor Schmeichelei und Verleumdung zurückschreckt, ihre den Menschen körperlich und seelisch umgestaltende Macht, ihre Unberechenbarkeit, derentwegen sie den treuesten Diener am empfindlichsten verwundet, einen Liebhaber bald mit rasender Heftigkeit sogleich, bald durch hundert Listen ergreift, marschieren beim Erzpriester auf. Gegen die Wunden, die Amors Giftpfeile bringen, gibt es keine Medizin, keinen Arzneitrank, kein Pflaster; keiner vermag daher den Kampf gegen den Liebesgott siegreich aufzunehmen, sei er sonst so stark, wie er wolle. Ist ein Mann, der von ihm gefangen worden ist, aber in das Gefolge (mesnada) Amors eingereiht, so muss er ein jämmerliches Leben führen, sein Herr gibt ihm nichts als ein verschwindendes bisschen Vergnügen am Ende eines mühseligen Tagemarsches. Aber gerade das kleine Vergnügen, das er ihnen gewandt und anmutig vorzuspiegeln weiss, verlockt immer wieder zahllose Männer zum Eintritt in seine Armee.

Str. 189—198. Wenn sie doch wüssten, wie die Liebe auch ihre physische Kraft herabmindert! — Ein junger, unerfahrener Mann fühlte sich so stark, dass er meinte, mit einer Frau sich nicht begnügen zu können: er wollte mindestens drei heiraten, und nur mit Mühe brachten ihn die Eltern und sein Bruder dazu, sich erst einmal mit zweien zu begnügen, deren zweite nach Verlauf des ersten Monats antreten sollte. Als aber der Monat abgelaufen war, welche Veränderung war da mit unserm Junker vorgegangen! Nicht nur verzichtete er bereitwilligst auf eine zweite Gattin, sondern er stellte seinem heiratslustigen Bruder die erste gern mit zur Verfügung, da sie zu zweit vollkommen mit ihr zu tun haben würden. Und seine viel gerühmte Körperkraft, wohin war sie geschwunden! Früher machte er sich ein Vergnügen daraus, den in vollem Schwunge befindlichen Mühlstein in seines Vaters Mühle mit einem Fusse zum Stehen zu bringen. Als er dasselbe jetzt, nach einmonatlicher Ehe, wieder einmal versuchte, da warf ihn der Stoss rücklings um; er erhob sich fluchend: „Ach wenn Du auch 'mal 'nen Monat verheiratet wäirst!“ Der Gedanke, Mühlsteine aufzuhalten, kam ihm nicht wieder. Und wer ist einzig und allein schuld an der Abnahme seiner Kräfte? Don Amor, der Vater des Feuers, das den Menschen Leib und Seele ausbrennt, wie die Flamme dürres Reisig verzehrt. „Darum glücklich jeder, der Dich nie kennen lernte, Du schlimmer Gott! Denn wer Dich einmal fand, dem geht's wie den Fröschen mit ihrem selbsterbetenen König.“

Str. 199—216. Früher erfreuten sich die Frösche ungestört und ungefährdet ihres Sumpfdaseins, aber sie liessen sich von dem Teufel betören, sich von Don Jupiter einen König auszubitten. Der Göttervater willfahrte ihrer Bitte, er sandte ihnen einen Kelterbaum vom Himmel, der klatschend in den Sumpf fiel und die Bewohner eine Zeitlang in ehrfürchtigem Schweigen verstummen liess. Prachtvoll schildert der Erzpriester, wie die „Untertanen“ dem leblosen König gegenüber keck und kecker werden, schliesslich alle auf ihn klettern und ihre Bitte um einen König, der sie auch wirklich im Zaune halten könne, erneuern. Nun ist Jupiters Langmut erschöpft, er schickt ihnen einen Storch, der sofort einen Vernichtungskrieg gegen seine Untertanen beginnt: paarweis wandern die Armen in den schier unersättlichen Storchemagen hinab. Darob unter den Überlebenden grosser Jammer und neue Bitten an den Gott, sie von dieser furchtbaren Plage zu erlösen. Aber Jupiter ist unerbittlich. „Ihr habt mir immer um einen König in den Ohren gelegen, nun bedankt Euch bei Eurer Dummheit, die Euch Euer kostbarstes Gut, die ungefährdete Freiheit, die überhaupt nicht mit Gold zu bezahlen ist¹⁾, aufgeben liess. Das ist die Strafe für Eure Unzufriedenheit mit Eurem so glücklichen Lose!“ — Ganz ähnlich ergeht es, meint der Erzpriester zu Don Amor gewandt, allen, die sich in die Abhängigkeit der Liebe begeben, auch sie werden aus freien Herren Knechte, die den Leib und Seele peinigenden Launen der Liebe ausgesetzt sind, und sich zwar, gleich den Fröschen beklagen, aber ohne Erfolg, denn Amor hält sie an einer doppelten Kette. — Der Dialog nimmt geradezu dramatische Lebendigkeit an, so erregt wird der Erzpriester, wenn er sich Amors Quälereien und Plackereien vorstellt, nachdem er einem harmlosen und sich ganz sicher fühlenden Menschen das Herz gestohlen hat. Nicht genug mit dem kecken Diebstahl, er verschenkt das arme Herz an jemanden, der es gar nicht liebt, lässt es in Ungewissheit hin- und herflattern wie eine Schwalbe, oder bringt es in eine ferne Gegend, 300 Tagereisen entfernt, wo es einsam und traurig derer gedenkt, die gar nichts von ihm wissen will. Die persönliche Note, die Erinnerung an eigenes Liebesleid, klingt immer stärker bei Roiz an, wenn er schliesslich fragt, was er denn eigentlich dem Gott getan habe, dass dieser ihn unversehens aus einem heitern in einen traurigen Menschen verwandelt habe. Amors ruhige Gegenfrage, was er doch von ihm wolle, bringt den unglücklichen Liebhaber ganz ausser sich, immer mehr Material gegen seinen Quälgeist fliesst ihm zu²⁾.

1) Vielleicht klingt in den warmen Worten auf die Freiheit ein persönlicher Ton, erklärlich aus der Entstehung des Werkes im Gefängnis, mit an.

2) Hier offenbar Einfluss der mittelalterlichen Lehre, dass alle Laster wie alle Tugenden der „Liebe“ entspringen. Dante Purg. XVII.

Str. 217—225. Er sagt ihm geradezu ins Gesicht, dass er die 7 Todsünden im Gefolge habe, denn die Habsucht sei seine Lieblingstochter, der Ehrgeiz sein Hausverwalter; aus diesem Elternpaar aber gehe die ganze Schar der Kinder hervor: Hochmut, Zorn, Geiz, Wollust, Völlerei, Neid, Trägheit des Herzens. — Verliebte versprechen viel mit süßen Worten und trügerischer Miene, um es aber wahr zu machen, müssen sie hernach nach fremdem Gut schielen und bringen dadurch Leib und Seele in Gefahr, denn mancher von ihnen endet am Galgen. Die Sucht nach fremdem Gut brachte Troja zu Fall, Paris begehrte Helena, des Menelaos Weib; die Habsucht verdarb die Ägypter, und meistens gewährt sie gar keine Befriedigung, denn sie führt zur Vernachlässigung dessen, das man besitzt, so dass auch dieses oft verloren geht.

Str. 226—229. So erging es einst einem Hunde, der schwimmend ein Stück Fleisch durch einen Fluss brachte. Durch die Spiegelung erschien ihm das Stück, das er in Wirklichkeit besass, ein andres und doppelt so gross zu sein, er öffnete das Maul, um nach der Beute zu schnappen und verlor so „den Sperling in der Hand für die Taube auf dem Dache“.

Str. 230—236. Nach Besprechung der Habsucht als der Wurzel alles Übels kommt Roiz auf die einzelnen Todsünden zu sprechen. Zuerst stellt er immer die Beziehung zwischen der betr. Sünde und Amor fest, dann führt er Beispiele auf und zeigt ihre Bestrafung. — Der Hochmut, entscheidet er, ist von nicht wesentlich anderen Folgen begleitet als die *cobdicia*; auch er verleitet die Menschen zu Raub von Wertgegenständen, die ihren Liebchen als Schmuck dienen sollen, und zu Gewalttaten gegen verheiratete Frauen und Witwen, Jungfrauen und Bräute, wird also ebenso wie die Habsucht die Ursache von schimpflichen weltlichen Bestrafungen und ewigen Verdammungen. Der Höllensturz des Lucifer und seiner Engel, die von Hause aus gut gewesen waren, sowie die Höllenpein ungezählter Verlorener ist nur auf Konto der *soberbia* zu setzen, ja auch die irdischen Streitigkeiten und Kämpfe haben vorzugsweise in ihr ihren Grund. Aber die *soberbia* trägt, wie die *cobdicia*, ihre Strafe in sich selbst; so stolz sie sich gebärden mag, schneller als die Demut und Niedrigkeit trifft sie das Verhängnis, wie man aus der Fabel vom Zelter und Packesel sehen mag.

Str. 237—245. Ein Streitross, das stattlich hergerichtet war, um seinen Herrn, im Dienste der *señora*, in den Kampf zu tragen, überholte einen armen, schwer arbeitenden Packesel, der ihm den Weg verspernte. Übermütig und ironisch rief es ihm zu: „Ihr, dummer Tölpel, macht 'mal Platz!“ Damit galoppierte es an ihm vorbei, seinem ruhmvollen Ziel zu. Aber ach! seine Erwartungen, dass es siegreich zurückkommen werde, bewahrheiteten sich nicht. Schwer verletzt mit

hervorbrechenden Eingeweiden, blieb es auf dem Platze, und wurde, nachdem seine Wunden verheilt waren, zu den niedrigsten Arbeiten herangezogen, um Holz oder Wasser zu schleppen, um zu pflügen etc. So musste es die Liebe seines Herrn zu jener Dame mit dem Opfer seiner einstigen Schönheit bezahlen. Als der Esel die „Ruine“ des ehemaligen Streitrosses wiedersah, konnte er sich eines spöttischen Lächelns nicht erwehren.

Str. 246—251. Der Geiz ist auch eine Eigenschaft Amors, der, gemäss seinen allgemein egoistischen Neigungen, lieber nimmt als gibt, und dessen Durst nach Geschenken nicht durch die Fluten des Duero zu stillen wäre. Ein warnendes Beispiel könnte ihm der reiche Mann sein, der aus Knauserei dem armen Lazarus nicht ein Stückchen Brot bewilligte, ferner müssten ihn die Bibelgebote: Kleide den Nackten, sättige den Hungrigen, nimm den Armen auf in dem Hause! zur Freigebigkeit anregen; denn einst wird Gott auch von ihm Rechenschaft fordern über die Verwendung seiner Reichtümer, zumal er, als er selbst noch arm und niedrig war, versprochen hat, dass er, wenn Gott ihm Schätze schenkte, diese mit den Armen teilen würde. Daraufhin hat Gott seine Bitten erhört, Amor aber vergisst, nach seiner Erhöhung, seine Versprechungen, er will seine Güter für sich allein behalten.

Str. 252—256. Nicht anders machte es der Wolf, als ihm ein Ziegenknochen im Halse stecken geblieben war. Solange sein Leben in Gefahr war, versprach er dem Retter alles Erdenkliche an Belohnung, nach der Rettung meinte er boshaft zu dem Belohnung heischenden Kranich, er möge doch froh sein, seinen Schnabel heil aus seinem Schlunde herausgezogen zu haben. — Es ist das alte Lied mit dem Wolfe und mit Amor: Dem Undankbaren Dienste erweisen hat gar keinen Zweck, er erwidert sie nicht nur nicht, sondern verschliesst sich überhaupt der Erkenntnis, dass er Wohltaten empfangen hat; er nimmt sie als selbstverständlich hin.

Str. 257—269. Ein weiterer gefährlicher Bundesgenosse Don Amors ist die Wollust; Ehebruch und Hurerei sind ja so recht seine Spezialität. Die Wollust war der Grund, dass ein so frommer Mann und Prophet wie David den schweren Fehltritt mit Bersabe beging, der dem Uria das Leben kostete. Durch Amors Schuld musste er seine Tage in frommen Busübungen verbringen, statt seine Kraft dem Tempelbau zukommen zu lassen. Durch Wollust gingen fünf Städte zugrunde —, die der Dichter nicht näher bezeichnet —, drei waren wirklich schuldig, zwei dankten ihren Untergang nur der bösen Nachbarschaft. — Die Erwähnung der luxuria gibt dem Erzpriester Gelegenheit, die im Mittelalter so beliebte Legende vom mythischen Virgil und seiner Schönen zu erzählen. Er verweilt allerdings weniger bei der traurigen Rolle, die der im Korbe baumelnde Zauberer spielt, als bei dessen Rache,

die darin besteht, dass er alles Feuer aus Rom verhext und die Römer zwingt, es sich in der „natura“ (vagina) der Dame zu holen. Eine zweite Zauberleistung des Virgil besteht darin, dass er das Bett des Tiber mit Kupfer auslegt, so dass es wie Gummi glänzt und funkelt. — Auch auf Frauen ist die Wirkung der luxuria eine verhängnisvolle. Weil die Geliebte des Virgil sich verspottet fühlte, suchte sie den, den sie doch vorgeblich geliebt hatte, auf eine Wendeltreppe zu locken, in deren Stufen Rasiermesser eingesetzt waren; einzig seine Zaubersehergabe bewahrte ihn vor dem Aussersten. Wer sich also der luxuria in die Arme wirft, stürzt sich selbst ins Verderben.

Str. 270—275. Er muss dasselbe schmerzliche Gefühl erleben, das den Adler ergreift, wenn, mit Hilfe der ihm entfallenen Federn, der Jäger sich einen Pfeil konstruiert, der ihm die Schwingen zerschiesst. Nur durch strenge Selbstzucht und Beherrschung der Triebe vermag sich der Mensch vor leiblichem und ewigem Schaden zu bewahren, den ihm die Wollust gern bereiten würde; denn wer nicht den Versucher in sich beizeiten in strengen Gewahrsam nimmt, der verkürzt oft sein Leben, verliert immer sein Seelenheil.

Str. 276—284. Der Neid, den wir in seiner speziellen Spielart in der Sphäre der Liebe Eifersucht nennen, folgt Amor auf dem Fusse. „Wenn ein Freund Dir irgendeine Sache erzählt, brechen Argwohn und Trauer schon Dein Herz, weil Du denkst, dass Dein Liebchen Dir untreu ist“, fährt der Erzpriester zu Amor selbst fort. Wenn die Eifersucht erst Wurzel geschlagen hat im Herzen des Verliebten, dann verliert er an allem und an sich selbst die Freude, wird ausserdem durch seine Händelsucht allen Mitmenschen unangenehm. Kommt aber ein Handel wirklich zum Austrag im Duell, dann versagt der Mut, zitternd und zagend hat der Verliebte weder den Mut, sich selbst zu überwinden, noch den, entschlossen zu fliehen, so dass er meist einen unrühmlichen Tod findet, im Bewusstsein seiner Schuld. Neid hat die ersten Schandtaten der Bibel, den Brudermord Kains und den Betrug Isaaks veranlasst, der Neid ist für Jesu Christi Verrat verantwortlich zu machen. Und aus welcher geringfügigen Ursachen entsteht der Neid! Vielleicht weil ein Nachbar mehr Korn hat als man selbst Stroh.

Str. 285—290. Aus neidischer Gesinnung gegen den Pfau, den sie sein Rad schlagen sah, stürzte sich die Krähe in schweres Unglück. Sie rupfte sich die schwarzen Federn aus und legte Pfauenfedern an. Aber der Pfauenvater, an den sie sich heranmacht, desavouierte eine solche Tochter und riss ihr die falschen Federn aus. — Ebenso veranlasst der Neid auch die Menschen zu Überhebung und Preisgabe dessen, was sie besitzen, um zu erwerben, was ihnen nicht zukommt. Das hat er mit der Habsucht gemein, dass er oft zum Verlust des Besessenen und des Erstrebten führt.

Str. 291—297. Mit der Liebe ist die Völlerei verbunden. Amor selbst ist einem gefräßigen Wolfe zu vergleichen, seine Nahrung besteht in verführten Weibern, auf die er zu jeder Tages- und Nachtzeit Hunger verspürt. Seine Gefolgschaft aber verleitet er mit dem Wahlspruch: Iss und trink' gut und fürchte nichts! immer zu übermäßigem Genuss von Speisen und Getränken, dessen Folge eine Abgestumpftheit in moralischen Dingen ist, wie sie geradeswegs zur Hölle führt. Hat doch auch unsern Vater Adam seine Gefräßigkeit zu Fall gebracht; ebenso führte die Unmäßigkeit im Weingenuss seinen Nachkommen Lot in die gräulichste Sünde, wurde vielen Israeliten in der Wüste ein Stein des Anstosses. — Amor, wie gesagt, bedient sich mit Vorliebe des Mittels der materiellen Genüsse, um durch sie zu seinen verwerflichen Zielen, Wollust und Hurerei, vorzudringen.

Str. 298—303. Ein feistes Ross reizte die Fresslust eines Löwen, der sich, um es in die Gewalt zu bekommen, auf seine Herrenrechte berief und den Handkuss von ihm forderte. Das Ross behauptete, einen krummen Nagel im Huf zu haben und nicht laufen zu können. Als sich der Löwe näherte, um den Schaden zu besehen, versetzte es ihm einen Tritt, der ihn tot hinstreckte. Aber nicht der Löwe allein hatte durch golosina gestündigt, auch das Pferd hatte sich durch übermäßiges Fressen die Druse zugezogen, an der es bald hernach einging. — Genau wie den beiden Tieren geht es zahllosen Anhängern Amors, trotz seiner Versicherung, Essen und Trinken sei ein schönes Vorrecht der Jugend. Schon Hippokrates sagt, dass mehr Menschen durch Unmäßigkeit als durch das Schwert zugrunde gehen.

Nr. 304—310. Jähzorn und Eitelkeit stellt der Erzpriester als miteinander verschwistert hin und schreibt beide Eigenschaften auf Amors Schuldkonto. Aus der Geschichte verwendet er das Beispiel Nebukadnezars, der zur Strafe für seine Eitelkeit von Gott in einen tierähnlichen Zustand versetzt wurde, so dass er sich wie ein Ochse von Stroh nährte und lange Haare und Klauen bekam. Noch schlimmere Folgen zeitigt der Jähzorn, den Amor durch Beschimpfungen auflodern lässt; Samson verderbte, um sich an Dalila zu rächen, nicht nur sich, sondern viele andere, Saul stürzte sich in sein Schwert.

Str. 311—316. In der Fabel, die die schädlichen Folgen von Jähzorn und Eitelkeit illustriert, spielt wieder der Löwe die tragische Hauptrolle. Er hat während seines langen Lebens viel Unrecht auf sich geladen und einen Ausbruch der Wut seines Volkes nur durch seine Stärke hintangehalten. Jetzt ist er alt und schwach, und die Bande des Respektes sind gelöst. Alle Tiere lassen ihrer Rache freien Lauf, selbst der Esel versetzt dem Löwen einen Fusstritt. Dieses Schandmal mag seine Eitelkeit nicht überleben, in plötzlichem Jähzorn zerschmettert er sich mit den eigenen Pranken die Brust.

Str. 317—320. Von der Trägheit, die auch zu Amors Hofstaat gehört, vermag der Erzpriester wenig zu sagen; begreiflicherweise, denn sie ist doch der Liebe genau entgegengesetzt. Aber um sein Todstündenschema nicht zu durchbrechen, widmet er ihr doch einige Verse, um dann auf die Heuchelei und Scheinheiligkeit überzugehen. — Schon bei den vorigen Fabeln hätte darauf hingewiesen werden können, dass die Fabeln nur ziemlich schlecht mit den Lastern, die sie beleuchten sollten, zusammenklangen. Diese Disharmonie ist eine Folge des engen Rahmens des Stundenkataloges, den sich Roiz gezogen hatte. — Über die nun folgende Fabel (Str. 321—371), besser gesagt Satire auf das Gerichtswesen, habe ich im zweiten Teile dieser Abhandlung gehandelt und muss dorthin verweisen, weil Einzelheiten, die ich hier doch nur bringen könnte, keinen Gesamteindruck geben würden. —

Str. 372—406. Nach Ausfüllung des Schemas von den Todstünden, überlässt sich der Erzpriester ohne bestimmte Ordnung der Schilderung dessen, was Amor an Unheil stiftet, wobei er sich zum Teil wiederholt. Er geht aus von der zuletzt behandelten Trägheit, der er viele Laster, Gelüste und Schrecknisse hinzugesellt. Ein Anhänger Amors ist eo ipso ein meineidiger Lügner, ein hartgesottener Ketzer, der Amors Schmeicheleien über den heiligen Glauben stellt. Sonst aber verschont er keinen Stand, hoch und niedrig lassen sich von seinen Lockungen betören. Selbst wohl verwahrte Jagdopfer weiss er aus ihrem Bau herauszuholen. Das hat schon mancher ehrbare Familienvater erfahren, der seine Tochter nach bestem Wissen bewahrte und sie nun verheiraten will. Don Amor aber hat schon längst das junge Ding in seine Behandlung genommen, so dass es, wie ein unruhiges Maultier, ins Gebiss reisst und den Kopf bald rechts, bald links dreht, weil Amor sie immer wieder auf andre Liebhaber begehrlieh macht, so dass die Eltern schliesslich ganz ratlos werden. Der Ausgang solcher Mädchen ist denn auch bedauerlich genug; nicht nur Traurigkeit und Schwachheit, Feindschaft und schlechten Ruf bereitet er ihnen, sondern durch ihn gehen sie auch der Liebe Gottes verlustig. Und aus welchem Grunde? Weil sie dem treulosen Betrüger, der ein Riese im Versprechen, ein Zwerg im Erfüllen ist, glauben, wahllos glauben. Ein Mädchen verliebt sich in einen Mann und brennt mit ihm durch, ganz gleich, ob er hübsch oder hässlich ist. Leider kommt freilich auch der umgekehrte Fall vor, dass ein Mann seiner hässlichen Frau sein Leben opfert. Amor ist eben ein geriebener Vogelsteller, der so lange süss die Lockpfeife bläst, bis der Vogel den Fuss in der Schlinge hat.

Str. 407—422. Durch das schnelle Anschwellen eines Flusses kam ein Maulwurf in grosse Lebensgefahr, ein Frosch aber erbot sich, ihm

seine Schwimmkunst dienstbar zu machen, um ihn zu retten. Zu seinem Unglück folgte der Maulwurf dem verlockenden Vorschlag, denn sobald beide im Wasser waren, strebte der Frosch, den Gefährten zu ertränken. Ein hungriger Weib, der den Kampf beobachtete, verschlang beide als willkommenen Imbiss. — In gleicher Weise gehen Amors Schützlinge, Verführer und Verführte zugrunde, der Tertius gaudens aber ist der Teufel. Man kann daher nicht genug von Amors Doppeltzüngigkeit warnen, der, ein reissender Wolf im Schafspelz, mit kleinen Zugeständnissen Grosses erwuchert, wie der Walfischjäger den riesigen Wal mit einem winzigen Köder fängt. — Noch viel mehr hätte der Erzpriester gegen den Allverderber auf dem Herzen, nur aus Furcht vor der Missbilligung der Verliebten lässt er es einstweilen mit diesem Zehntel des ihm zu Gebote stehenden Materials genug sein.

Str. 423—456. Endlich kommt also Amor zu Worte; er hat trotz der heftigen Ausfälle nicht die Fassung (*mesura*) verloren und mahnt den Erzpriester zur *mesura*. Schon mit Rücksicht auf sich solle Roiz nicht so über die Liebe herziehen, denn er, Amor, könnte sich sonst vielleicht einmal dessen erinnern, wie schon mancher Lehnsmann seinen Herrn durch Rederei verloren hat; besonders aber solle er sich erinnern, dass der, welcher eine Gnade erwartet, nicht zu drohen berechtigt ist. Der grosse Fehler, den der Erzpriester begangen habe, in seinen Liebesabenteuern, sei der, dass er sich ohne genügende theoretische Vorbereitung in sie gestürzt habe, dass er ein Meister sein wolle, ohne Schüler gewesen zu sein. Wer nicht zu Amor kommt in Liebessachen, der wird es nie zu etwas bringen, da er erst die Grundregeln kennen lernen muss, ehe er einen von Erfolg begleiteten Versuch wagen kann. Als gute Handbücher für Verliebte empfiehlt Amor die Schriften seiner beiden Schüler Ovid und Pamphilus. Um die Schwierigkeiten des neuen Studiums dem Erzpriester klar zu machen, greift er ein Kapitel aus dem reichen Stoff heraus, das von der Wahl des Liebchens, gegen welches Roiz besonders häufig gefehlt hat, indem er Damen wählte, die gar nicht zu ihm passten. Zunächst schildert der Liebesgott, auf welche äusseren Reize er vorzugsweise achten müsse: hoher Wuchs, bei zierlichem Köpfchen und schmalen Hüften, blonde Haare, lange hochgewölbte Augenbrauen, die nicht zusammenstossen, grosse, strahlende Augen mit langen Wimpern, kleine Ohren, spitze Nase, weisse dichtstehende Zähne (nach der Hs. S und Ducamin *apartadillos* gerade das Gegenteil), rotes Zahnfleisch und rote, schmale Lippen. Kurz, der Wuchs und die ganze Erscheinung der Dame muss sofort den Eindruck hervorrufen, dass sie von edler Abkunft ist¹⁾. Um in den Besitz

1) Die jetzt in S fehlenden 16 Strophen hat Ducamin nach G zuerst publiziert! (436—451).

einer solchen Dame zu gelangen, bedarf es einer besonderen Persönlichkeit, der Zwischenträgerin. Am meisten zu empfehlen ist, für solche Vermittlungsdienste in Liebessachen, eine alte, treue Verwandte, die geschickt und erfahren ist in derlei Sachen und zu lügen versteht. Ist eine Verwandte nicht zu beschaffen, so wendet man sich an alte Kirchenläuferinnen, die überall Bescheid wissen und sogar mit Gott zu rechnen verstehen. Unter dem Vorwande, Pulver und Putzgegenstände zu verkaufen, finden sie überall Zutritt, selbst Mönche und Nonnen haben für sie Interesse, ja sie führen geradezu den Namen Trotaconventos (= Klosterläuferin). Allerdings muss man ihnen gegenüber politisch vorgehen, damit sie nicht den Auftraggeber selbst belügen, wird er doch von ihren Angaben über die äusseren Eigenschaften der Dame einigermassen abhängig. Zu viel Glauben darf er ihnen daher nicht schenken, sondern gerade, ungeachtet einiger ungünstiger Aussagen, sich ruhig in die geschilderte Dame verlieben; ebenso ist es nach der andern Seite tunlich, etwas von den gemeldeten Reizen abzuziehen. — Auf jeden Fall zu hüten hat sich der Mann vor einer streitsüchtigen, bärtigen Frau. Hat er nun wirklich eine ihm zusagende Dame gefunden, so beginnt für ihn eine Zeit der Aufopferung, denn Lieben und Dienen ist eins! Freilich gibt der Liebesgott auch gleich den Rat, gegen den sein Schüler oben besonders gewettert hatte: Wenigstens mit dem Munde stets den Dienstbereiten zu spielen, wenn man zum Dienen keine Lust hat. Ebenso mache es immer einen guten Eindruck, dem Liebchen wertvolle Kleinodien zu versprechen — wenn man sie auch gar nicht besitzt. — Alles in allem ist die Dienstwilligkeit ein ausgezeichnetes Mittel, Liebe zu erwecken. Ihr gegenüber steht die Dankbarkeit für alles, was die Geliebte etwa an Opfern bringt, und die blinde Ergebenheit in alles, was aus ihrem Munde kommt an Bitten und Worten. Mit Besuchen darf man nicht knausern — übrigens auch bei solchen Gelegenheiten nicht zu schüchtern sein! — damit die Dame nur nicht etwa auf den Gedanken kommt, der Liebhaber sei ein Faulpelz, ein Eindruck, der auch leicht durch Vernachlässigung der Kleidung hervorgerufen wird. — Die Trägheit ist ein Produkt aus: Feigheit, Furcht, Schmutz, Unsauberkeit, Hässlichkeit und Gemeinheit.

Str. 457—473. Zum Beleg erzählt Amor seinem Zuhörer eine Geschichte von zwei Faulpelzen, die einer Frau nachstellten und mit ihr eins wurden, dass der Faulste von ihnen sie als Lohn erhalten solle. Der eine der Gesellen war einäugig, der andre hatte ein verrenktes Bein und eine raue Stimme. Um ihr Ziel zu erreichen, erzählen sie, wie sie zu ihren Gebrechen gekommen sind. Der zweite hat ein lahmes Bein, weil er zu bequem war, es beim Treppensteigen ordentlich aufzusetzen, seine Stimme hat er dadurch verloren, dass er

einmal fast verschmachtete, obwohl er einen Fluss durchschwamm, also nur seinen Mund hätte aufzutun brauchen. Diese Leistungen erscheinen dem Konkurrenten geradezu „anfängerhaft“; er hat einmal ein Liebchen dadurch verloren, dass er sich nicht entschliessen konnte, sich die Nase zu putzen. Seine Einäugigkeit aber erwarb er dadurch, dass er eines Nachts, als eine Dachrinne ihm gerade ins Auge tropfte, zu faul war, sich im Bett auf die andre Seite zu wälzen. Die beiden widerlichen Patrone erhalten den gebührenden Lohn, indem sich die Dame höhnisch von ihnen abwendet. — Weiter teilt Amor seinem Unterredner einen Kniff für Liebhaber mit: ein einzigesmal das Schamgefühl der Frauen zu überwinden. Wenn das erst vernichtet ist, dann kann man mit ihnen machen, was man will, dann kennen sie keine Rücksicht mehr auf Seele, Leib und guten Ruf. Wie der Spieler, wenn er soweit die Scham verliert, seinen Rock zu opfern, auch die Hose verspielt, wie die Sängerin nach dem ersten Lied kaum Tambourin und Füße mehr bändigen kann, so braucht man einer Frau ohne Ehrgefühl nur 10 Toledos zu geben, um sie sich zu Willen zu machen. Eine Frau, eine Mühle und ein Garten müssen stets im Betriebe bleiben, ohne Feiertage, dürfen nie vergessen werden; eine Mühle, die läuft, bringt einen ganz bestimmten Gewinn, ein Garten gibt um so schöneres Obst, je mehr er bearbeitet wird, eine Frau, der man nachläuft, bleibt schön und gesund.

Str. 474—489. Zum Beweise dafür, wie gefährlich dem Ehemann die Vernachlässigung seiner Frau werden kann, erzählt Amor dem Erzpriester ein niedliches Geschichtchen. Ein Maler, namens Pitas Pajas, vermählte sich mit einem jungen Ding; aber, ehe ein Monat um war, verliess er sie unter dem Vorwand unaufschiebbarer Geschäfte; um sie jedoch vor Dummheiten zu bewahren, malte er ihr ein Lämmchen auf den Leib. Die junge Frau fühlte sich bald vereinsamt und nahm sich einen Freund ins Haus, der sie verstand und ihr ihre Einsamkeit erträglich machte; dabei ging aber, so bemerkt Amor listig, das Lämmchen allmählich verloren, so dass man von ihm nichts mehr entdeckte. Endlich nach zwei Jahren hörte man, dass Pitas Pajas zurückkehre. Die Gattin bat ihren Freund, ihr an die alte Stelle ein Lamm zu malen, er aber machte in der Eile einen Widder und konnte den Irrtum nicht mehr gut machen, weil Pitas überraschend eintrat. Er erinnerte sich noch des Zeichens und bat seine Frau, es ihm zu zeigen. Wer beschreibt sein Erstaunen, als er einen ausgewachsenen Widder an des Lämmchens Stelle erblickte? Die Frau aber hatte auf seine vorwurfsvolle Frage eine feine Antwort in Bereitschaft: „Ei, sollte in zwei Jahren aus einem Lamm nicht ein Widder werden? Wäret Ihr früher zurückgekehrt, so hättet Ihr auch das Lamm noch vorgefunden.“ — Darum warnt Amor nochmals alle Ehemänner vor

Vernachlässigung ihrer Gattinnen, damit sie ihnen nicht abgejagt werden von andern, rüstigeren und klügeren Jägern. Diese freilich kann man sich auch durch ein bequemes Mittel verpflichten. Wenn ein Mann sieht, dass ein Rivale seiner Frau den Hof macht, dann soll er, aus Liebe zu ihr, ihm keine Szene machen, sondern ihn durch eine winzige Gabe — durch Geld zu seinem treuen Diener machen.

Str. 490—527. Die Erwähnung des Wortes dinero gibt Amor Gelegenheit zu einem Preise auf die Verwendbarkeit des Geldes in Liebesachen, besonders aber dem Erzpriester eine Handhabe, sich einmal Luft zu machen in heftiger Satire, wegen der immer mehr zunehmenden Bestechlichkeit und Kriecherei vor dem Geldsack. Der Rahmen der Belehrungen Amors wird darum eine Weile verlassen.

Der Preis der Allmacht des Goldes, das jeden in seinen Bann zwingt, den Lahmen laufen, den Stummen sprechen lehrt, das einem Menschen seinen Wert verleiht — aus einem dummen Bauern macht es einen als geistreich gepriesenen Edelmann —, ist im allgemeinen alt. Neu ist bei Roiz nur die Kühnheit, mit welcher er den Einfluss des Goldes auf die Einrichtungen des öffentlichen Lebens an den Pranger stellt. In erster Linie nimmt er die Institution aufs Korn, der er selbst angehört, die römische Kirche, und zwar mit solcher Kühnheit, dass man an die kecksten Pamphlete der Reformationszeit erinnert wird und die Anmerkung, die Sanchez seiner Ausgabe 1789 beizufügen für gut befand — man bedenke, in Spanien! —, einigermaßen verständlich findet¹⁾. — Wer Geld hat, der braucht sich sein Leben nicht verkümmern zu lassen, er erkaufte sich mit leichter Mühe das Paradies und das ewige Heil. Roiz hat selbst in Rom, wo doch die Heiligkeit ihren Sitz hat, gesehen, wie sich alles vor der Majestät des Goldes beugte. Das Gold macht viele Bischöfe, Prioren, Erzbischöfe, Äbte und Doktoren, gibt vielen einfältigen Klerikern hohe Würde, verdreht Lüge in Wahrheit und Wahrheit in Lüge. Viele Kleriker und Ordensgeistliche, männliche wie weibliche, stellt es als gelehrt hin, während arme Mönche es zu hören bekommen, dass sie nicht gebildet seien. Darum berührt es den Erzpriester unangenehm, wenn er in den Predigten der Mönche immer die Verachtung des Mammons und seiner Versuchung empfehlen hört, während er doch ganz genau weiss, dass man durch ihn die Absolution sowie die Befreiung von Gebeten und Fasten erkaufen kann, oder gar, wenn sich die Mönche ihrer Armnt auf den Plätzen rühmen. Sie haben in Wirklichkeit mehr Schlupfwinkel für ihre Reichtümer als die Dohlen und Elstern, denn

1) Nota de Sanchez: Wenn auch das Gold immer grosse Macht besessen hat, zum Guten wie zum Bösen, so schreibt ihm der Erzpriester hier doch eine nicht nur übertriebene, sondern auch falsche und geradezu absurde Macht zu.

wenn sie tatsächlich arm wären, wozu gäbe es da in jedem Kloster einen Schatzmeister? Nach aussen hin zwar verweigern sie die Annahme von Geld, aber, wenn sie unter sich sind, so zanken sie darum, was von dem Gelde eines noch am Leben befindlichen Reichen ihnen zufallen wird. Den Krähen, die um einen gefallenen Esel streiten und dabei ihr Gekrächz (*cras cras lo habremos*) ertönen lassen, vergleicht sie Roiz. — Die andre Institution, der er arge Bestechlichkeit vorwirft, ist die Rechtsprechung. Nicht nur, dass das Gold zu vielen Urteilen, Vergleichen, Freisprechungen führt und dadurch vielen Advokaten ihren Unterhalt gewährt, es verändert auch das Los der Verurteilten. Es sprengt Kerker und Gitter, erlöst von Stock und Ketten, während dem Nichtbegüterten das Armesünderglöckchen läutet. Immerhin ist das noch nicht so schlimm, als wenn das Recht geradezu gebeugt wird durch Bestrafung Unschuldiger, und Schuldige ledig gehen, weil sie den Richter bestachen. — Gegenüber den schweren Beschuldigungen, die der Erzpriester, gewiss mit Recht, gegen die zwei eingreifendsten Faktoren des mittelalterlichen Lebens erhoben hat, fallen für unser Interesse die andern Schäden, die das Geld verursachen soll, beträchtlich ab. Dass es zu neuen Ehren und Würden erhebt, hat er bereits eingangs erwähnt und führt jetzt nur etwas breiter aus, welche Stätten er gefunden habe, wo überall Goldkultus getrieben werde. — Mit der Schilderung, wie auch die Frauen der Lockung des Mammons erliegen, lenkt der Erzpriester, oder eigentlich der Liebesgott — denn er ist noch immer der Redner — wieder in den Rahmen ein. Er hat keine Schöne getroffen, die sich der Magie des Reichthums habe entziehen können, Geld reisst auch die charakterfesteste aus der Bahn der Anständigkeit. Darum wiederholt er seinen alten Rat, freigebig zu sein, wenn nicht mit klingender Münze, so doch mit süssen Worten. Leicht kann es freilich geschehen, dass dies allein noch nicht hinreicht zur Erschütterung der Festung, dann muss der Liebhaber seine Talente spielen lassen, etwa seine musikalische Begabung, oder er muss seine Behendigkeit oder Tapferkeit erweisen, ganz gleich, ob die Dame selbst anwesend ist oder nicht, denn eines Tages wird sie sicher davon hören. Durch ausdauernde Courmacherei wird übrigens auch das erreicht, dass „man“ dem Mädchen Vorwürfe macht wegen seines Verhaltens und dadurch — dem Liebhaber Vorschub leistet. Denn es ist eine alte Erfahrung, dass alle Schmähungen und Strafen nur ebenso viele Anstachelungen zur Übertretung des Gebotes sind. Eigentlich sollte eine Mutter sich daran aus ihrer eigenen Jugend erinnern! „Also, fasst der Gott seine Ermahnungen zusammen, seid nur eifrig hinter Eurer Geliebten her, schliesslich wird auch sie sich ergeben, wie die müde gehetzte Hindin. Aber hütet Euch der Heiratsvermittlerin den Hof zu machen, das könnte Euch leicht Eure

Geliebte entfremden, denn zwei Rivalinnen hassen und beneiden sich stets!“

Str. 528—575. In ausführlicher Weise wendet sich der Gott gegen die Unsitte des übermässigen Weingenusses (man beachte die Inkonsistenz des Autors gegenüber dem „Vater der Völlerei“, s. o.). Er erzählt eine gar moralische Geschichte von einem Eremiten, der ein langjähriges, einwandfreies Leben in Schande und Schmach enden liess, weil er unmässig gewesen war. Den Teufel ärgerte der gottesfürchtige Einsiedler schon lange, und er sann nach, wie er ihn zu Falle bringen könne. Er redete ihm ein, im Wein könne er das Blut Jesu Christi kosten, und der Eremit, der nie Wein getrunken hatte, nahm ein grösseres Quantum unverdünnt zu sich. Als der Teufel die Wirkungen sah, empfahl er ihm, sich doch, zur besseren Kenntnis der Zeit, einen Hahn nebst einigen Hennen anzuschaffen. Das Treiben von Hahn und Hennen erweckte auch in dem Einsiedler menschliche Triebe, er vergewaltigte eine Frau, immer noch unter dem Einfluss des Weines. Diese fing heftig an zu schreien, so dass der Gottesmann, aus Furcht vor Entdeckung, ihr den Mund auf immer schloss. Aber trotzdem wurde die Sache ruchbar, und das Opfer des Weingenusses entging, ungeachtet des untadeligen Vorlebens, nicht der Strafe für seine beiden furchtbaren Verbrechen; sein Seelenheil war natürlich auch dahin. — Aber selbst wenn die Folgen des Weines nicht so furchtbare sind, so hat er doch eine Menge Unannehmlichkeiten im Gefolge. Er entzieht dem Körper alle Kraft, die Glieder werden mager und fangen an zu zittern, Gesicht und Gedächtnis nehmen ab, Atem und Mund fangen an zu stinken, die Eingeweide, besonders die Leber, werden verbrannt. Und dabei ist der Wein, mässig genossen, eine Gottesgabe, die man nicht verachten soll. — Ohne Übergang kommt der Gott nun auf das Benehmen den Damen gegenüber zu sprechen. Die graziösen Artigkeiten, die hübschen, pikanten Geschichten stehen in erster Linie, doch auch die ehrbaren Gespräche, von mannigfachen Seufzern unterbrochen, erwähnt er. Viel kommt an auf die Art, wie etwas gesagt wird. Grosse Hast und Heftigkeit sind ebenso zu verwerfen wie weitschweifige Langsamkeit. Hier, wie überall, empfiehlt sich eine gewisse mesura. — Eine in Amors Augen sehr verwerfliche Angewohnheit ist das Würfelspiel, dessen Gewinn ihm noch unehrenhafter erscheint als der Wucher der Juden. — Unangenehm sind die Kampfhähne, Witzbolde, Spötter und die Lobredner ihrer eignen Taten. Aber in noch höherem Grade handeln dem Liebeskodex entgegen die Eiferstüchtigen und die, welche ihre Frau eiferstüchtig machen, indem sie in deren Gegenwart andre Frauen schön finden und loben, statt immer nur die eigenen zu preisen; ferner alle diejenigen, die sie belügen und öffentlich blossstellen. Jeder Liebende muss es sich zur festen Regel machen, vor fremden Leuten

seiner Frau nicht zuzuwinken oder gar zuzurufen, um sie auf eine Ungehörigkeit aufmerksam zu machen. Er muss lauter und gemessen wie ein Tauber, ruhig und stolz wie ein Pfau, klug, ruhig und ohne Aufwallungen sein, wenn er sich eine Auszeichnung Amors verdienen will. Nie darf eine Schöne erfahren, dass ihr Verehrer noch eine andre liebt, sonst sind alle seine Bemühungen in den Sand gesät. Schliesslich kann ein Mann das auch keiner verdenken, denn er selbst lässt es sich ja doch auch nicht bieten, dass seine Geliebte, wie mit ihm, auch mit einem andern Mann schäkert. Der Gott warnt weiter, sowohl vor dem Ausplaudern dessen, was eine Frau für ihren Geliebten getan hat, als auch ganz allgemein. Wo er auf Geheimnisse, die wirklich bewahrt wurden, gestossen sei, sei er stets gern zu Gast geblieben, während er sich mit Plaudertaschen nie eingelassen habe. Ein Mann der den Mund nicht halten kann, bringt nicht nur sich, sondern auch alle seine Geschlechtsgenossen in Misskredit bei den Frauen, wie eine naschhafte Maus alle andern. Hat aber jemand seiner Dame bewiesen, dass er Geheimnisse bewahren kann, dann fasst sie Vertrauen und sagt ihm mehr, immer mehr; verschloss sie ihm heute die Hinterpforte, wird sie ihn morgen durch die Vordertüre einlassen, wenn sie sich auf ihn verlassen kann. — Noch weitere Ratschläge wäre der Gott bereit, dem Erzpriester zu geben, wenn ihn nicht dringende Geschäfte abriefen. — Billigerweise muss man nach der langen Auseinandersetzung sagen, dass don Amor dem interpellierenden Juan Roiz mit anerkennenswerter Ruhe Rede und Antwort gestanden hat. Der letztere äussert aber skeptische Bedenken, ob es solche Frauen, wie Amor sie schildere, wirklich gebe.

Str. 576—652. Nach Amors Abschied schlief der Erzpriester noch einige Stunden, am Morgen aber dachte er noch einmal all das Gehörte durch, um leider zu dem Ergebnis zu kommen, dass er sich schwere Verstösse gegen die Befehle nicht vorzuwerfen habe. Er stellt sich nunmehr selbst ein Ultimatum: wenn er diesesmal wieder mit dem Verliebten Pech erleiden sollte, dann sei es endgültig damit vorbei. Sein Herz zweifelt freilich von vornherein an dem Definitivum und meint, es solle sich lieber nicht so bald deprimieren lassen. Entschlossen sucht und findet Roiz eine andere Geliebte, eine junge Witwe, die ihr Trauerjahr verlebt. Er entwirft von ihr wieder das bekannte, wenig individuelle Idealgemälde, in dem auch die Erwähnung des hohen Adels nicht fehlt. Als Vermittlerin wählt er sich diesesmal Frau Venus selbst, der er die unbeschränkteste Allmacht zuspricht, die er geradezu mit dem Weltenschöpfer vergleicht, weil alle Wesen ihr dienen. Er erzählt ihr von einer schmerzhaften Wunde, die er im Herzen trage und die er nicht zu erwähnen, geschweige zu zeigen wage, obwohl sie ihm gewiss tödlich sein werde. Wahrscheinlich sei sie freilich auch von

keinem Arzt und durch keine Medizin heilbar. Für und gegen die Eröffnung sprächen gleicherweise triftige Gründe. Schliesslich entscheidet er sich aber doch für eine offene Aussprache, um dadurch seine Qual zu lindern, da das verdeckte Feuer heftiger brenne als das freie.

Doña Endrina ist die unglückliche Schützin, die ihn mit ihrem Liebespfeil getroffen hat und ihm alle Kraft genommen. Der Hinderungsgrund, der sich ihrer Vereinigung in den Weg stellt, ist ihr Standesunterschied. Nur von einer geschickten, allerdings mühsamen Bewerbung verspricht er sich Aussicht auf Erfolg, muss aber in jedem Falle Frau Venus um ihre gütige Unterstützung angehen, weil er bereits wiederholt abgewiesen ist. Er beschwört sie darum bei seiner abgekehrten Gestalt, ihm Beistand zu gewähren. Doña Venus lässt sich erbitten, obwohl sie weiss, dass ihr Gemahl Amor sich bereits mit dem Erzpriester abgegeben hat, und dass sie ihm wenig Neues mehr wird sagen können. Seine Befürchtung, dauernd zurückgestossen zu werden, zunächst sei ganz unberechtigt, das komme unter 1000 Frauen vielleicht bei einer vor, er solle nur ohne Angst sein Anliegen vorbringen, dann werde die Erkorone ihn schon lieben, denn an etwas andres denke ja keine Frau. Besonders wenn er sich durch Dienstleistungen ihr gefügig erzeige, dann werde jede ihm zu Willen sein, wenn sie auch zunächst eine ablehnende Antwort erteile. Lässt sich denn ein Schiffer durch den ersten Sturm von einer geplanten Reise abbringen? Beahlt ein Käufer ohne weiteres die Summe, die der Händler fordern zu müssen schwört? Auf die Geschicklichkeit kommt es an, diese vermag einen schweren Felsblock loszusprengen und hernach als Mühlstein leicht rotieren zu lassen, sie erobert feste Städte ebenso leicht wie festgefügte Herzen. Die Besingung der Vorteile und Vielseitigkeiten der „arte“ erstreckt sich noch über mehrere Verse und berührt sich stellenweise mit dem Hymnus auf das Gold, nur dass hier der Erwerbung des allmächtigen Goldes durch arte und servicio gebührende Achtung gezollt wird. Wer zu dienen versteht mit Geschick, der bringt noch ganz andre Sachen fertig, als eine Dame zu überwinden, so dass diese Kunst viel höher zu bewerten ist als alle Mitgift, die Eltern ihren Kindern bereiten können. Venus kommt also wieder zu dem alten Schluss: Unermüdlich sich der Erwählten dienstbeflissen erzeigen! Worin bestehen aber die kleinen Aufmerksamkeiten? Der Liebhaber muss immer da sein, wo er glaubt, seine Angebetete antreffen zu können; wenn er sie dann sieht, einige Scherze bei der Hand haben, die er mit verliebtem Augenaufschlag und süssen Worten vorbringt. Denn einen lustigen Mann wünscht sich ein junges Weib, Tölpelhaftigkeit und Traurigkeit stossen sie ab; trotzdem darf er kein Schwätzer werden, weil sie sonst seine Wahrheitsliebe anzweifeln müsste. Auch gelegentlich ganz verschämt etwas singen, ist heilsam. Was ein Mann einmal

gewünscht hat, das muss er, wenn es ihm abgeschlagen wurde, immer wieder verlangen; Frauen haben es gerne, sich ihre Gunsterweisungen abzwängen zu lassen, damit sie gleichsam der Verantwortung überhoben sind. Die ersten Abweisungen dürfen darum den Liebhaber nicht entmutigen, an und für sich streben ja die Frauen genau so auf das letzte Ziel zu wie die Männer; nur sind die Einflüsse der Furcht und Scham intensiver, darum muss er durchgreifen. — Bei Zusammenkünften muss sich der Liebhaber — so rät ihm Venus — gut herrichten, event. mit geliehenen Sachen, wovon die Dame natürlich nichts wissen darf. Die Armut mit lachender Miene durch Lüge zu verhüllen, gebietet die Klugheit; wenn die gute Strasse grosse Umwege macht, wählt man gelegentlich einen steileren Weg direkt über den Berg. Ein gut angelegtes Kapital sind häufigere Trinkgelder an Mitglieder des Hauses, dem man näher treten möchte, denn ein schmeichelnder Diener steckt seine Herrschaft in die Tasche. „Je mehr Menschen in der Umgebung Deines Liebchens Dein Loblied singen, um so besser für Dich!“ Mindestens wird sie dadurch schwankend, ob sie den Liebenden erhören soll, damit ist aber ein tüchtiger Schritt vorwärts getan. Ein träges Pferd und einen lahmen Esel bringen Sporen und Stachel zum Laufen, sollte da ein wackerer Mann nicht eine Frau besiegen können, die schon beinahe wankt? — Mit den Müttern der Erwählten muss man vorsichtig sein, oft sind sie auf die Jugend neidisch und hüten darum ihre Töchter oft eifersüchtig vor Vergnügen; leider lässt auch ihre Sachkenntnis meist nichts zu wünschen übrig, setzt Venus sarkastisch hinzu. Zur Vermittlung empfiehlt sie ebensolche Weiber wie ihr Gatte. — Damit hat sie ihre Ratschläge erschöpft und zieht sich gleichfalls zurück, ihren Hörer bekümmert zurücklassend, weil er noch immer keinen Ausweg sieht aus dem Sturm, in den ihn ein leichtsinniger Schiffer hat geraten lassen. Schliesslich rafft er sich auf, um mit seiner Angebeteten eine Unterredung zu suchen.

Str. 653 – 745. Er hat auch Glück, denn strahlend in Schönheit und Anmut, im Vollbesitz aller ihrer verführerischen Reize, überschreitet sie den Platz, auf dem Roiz sie zu finden hoffte. Vor Freude und Liebe verliert letzterer ganz den Kopf, die wohlgesetzten Anreden sind wie weggeblasen, er steht errötend und zitternd da. Das Unpassende der Anrede auf offener Strasse legt sich ihm beklemmend auf die Seele. Aber er fasst sich ein Herz und überbringt der Dame imaginäre Grüsse von einer fingierten Cousine aus Toledo, um dann den ziemlich brüskten, aber psychologisch feinen Übergang auf seine Leidenschaft zu bewerkstelligen. In Toledo habe man ihn verheiraten wollen, er aber habe erklärt, dass der Besitzerin seines Herzens auch der Körper eigen sei. Unter den neugierigen Blicken der Umstehenden liess er seine tragische Deklamation schnell in einen Scherz ausklingen, um aber gleich wieder

ernst zu werden und der Dame eine förmliche Liebeserklärung zu machen. Für seine Beteuerungen und Liebesschmerzen hat doña Endrina nur ein Achselzucken, so habe schon mancher manche Endrina betrogen. Den feurigen und gequälten Liebhaber verdriesst dieser Vorwurf, der ihn auf ganz gleiche Stufe stellt mit jedem Hinz und Kunz und ihn, unschuldig, die Fehler anderer büssen lässt. Seine mit Emphase vorgetragenen Schwüre, dass er etwas Besonderes sei, veranlassen die Dame wenigstens zu der Konzession, dass sie ihm, wenn auch zögernd und noch immer stolz, aber doch ruhig und zugänglich unter einen Torbogen folgt, wo sie unbeobachtet sprechen können. Ihre Jugend, die eigentlich noch lieber mit dem Ball spielte, erschreckt ihn nicht, die Reife kommt ganz von selbst mit der Zeit, und damit das Verständnis für Liebessachen. Wenn er sie heute nicht von seiner Liebe überzeugen kann, so bittet er sie, doch morgen wieder zu einem Rendezvous zu kommen, damit auch sie von dem allgemein beliebten und wirkungsvollen Mittel der Aussprache Nutzen zögen. Wenn er denn nicht mehr von ihr haben darf einstweilen, so möge sie doch wenigstens ihm zugestehen, sie zu sehen und zu sprechen, das sei für ihn ein Ersatz gerade so wie der Duft des Apfels für das Verbot, ihn zu verzehren, ein Pflaster. Endrina ist zu sehr auf ihren guten Ruf bedacht, als dass sie ihm eine Zusammenkunft unter vier Augen bewilligte, scherzhaften Gesprächen aber mit ihm und andern jungen Leuten steht nichts im Wege. In Zukunft aber stellt sie ihm Stelldicheins in Aussicht, woraus der Liebhaber dankerfüllt die Erreichung seines Zieles folgern zu können glaubt und sie nur noch um eine Gunst aufleht: um einen Kuss. Den schlägt sie aber, unter Verweisung auf die Folgen, die ein Kuss erfahrungsgemäss hat (*Toda muger es vencida desde esta joya es dadá*), sehr vernünftig ab. Mit einer nochmaligen Vertröstung auf spätere bessere Zeiten verlässt Endrina den sich glücklich preisenden Erzpriester. Nur ist er noch im Zweifel, wie er sich ihr gegenüber nun benehmen soll. Wenn er zuviel mit ihr verkehrt, so ist zu befürchten, dass er sie ins Geredé bringt und so ihre Liebe verliert; dieselbe Folge kann aber eintreten, wenn er sie vernachlässigt.

Um die heikel werdende Situation in den Augen der Leser und Leserinnen zu retten, flieht der Erzpriester eine salbungsvolle Betrachtung über das Schicksal, Gott und die Bemühungen des Menschen ein, die den schon früher aufgetretenen Gedanken, dass ernstes Streben, im Bunde mit dem Allerhöchsten, die Schicksalssprüche Lügen straft, wiederholt. Uns erscheint die ernsthafte, pathetische Anrufung Gottes für eine Liebesaffäre eine starke Leistung. —

Nach Salvierung des Gewissens setzt der Erzpriester seine Erzählung fort. Auf Brüder und Neffen will er sich nicht verlassen bei seiner Werbung, denn die Liebe zerreisst alle Bande des Blutes und der Freund-

schaft und führt leicht zu Zwistigkeiten. Er setzt sich also in Verbindung mit einer Kupplerin, — der er ihren Gattungsnamen, Trotaconventos, belässt, — wie sie ihm Amor und Venus geschildert haben. Nach einigen Komplimenten über ihre renommierte Tätigkeit, die sie mit einem selbstbewussten Bericht über ihren weitgehenden Einfluss erwidert, erzählt ihr der Priester, dass er eine Dame liebe und Grund habe anzunehmen, dass sie ihn wieder liebe. Um kein Gerede aufkommen zu lassen, sei er aber noch nicht zu ihr gegangen und habe die Trödlerin herbestellt, um durch sie die Beziehungen zu pflegen. Voll Zuversicht verspricht ihm Trotaconventos die Dame, event. durch das Mittel eines Liebestrankes, da sie sie bereits genau kennt, aus der Zeit ihrer ersten Ehe her. Roiz bittet die Unterhändlerin, doch ja zartfühlend auf diesen Punkt Rücksicht zu nehmen, diese kennt aber das weibliche Geschlecht besser und treibt mit dem Sprichworte: Wer zuerst kommt, mahlt zuerst! zur Ehe an, damit nicht ein anderer Werber zuvorkommt. Hat sie doch selbst bereits einen Vertrag geschlossen, um einem andern die Endrina zu verschaffen. Dieser Mann war aber ein Knauser in der Honorierung, und so trägt sie kein Bedenken, ihn dem Erzpriester zu opfern, indem sie freilich diesem zu verstehen gibt, dass sie dafür besondern Lohn erwartet. Der verliebte Geck erfüllt ihr bereitwillig ihren Wunsch und treibt sie dann, unter Anempfehlung der strengsten Diskretion und Vorsicht, zu seiner Dame. Endrina erblickt die mit Nadeln, Ringen etc. herumziehende Kupplerin, die zur Vorsicht ihr Gesicht bedeckt hatte, und redet sie an. Geschickt weiss Trotac. die junge Witwe bei ihrer Einsamkeit und Eitelkeit zu fassen, von deren Schönheit niemand Nutzen und Freude habe. Da gebe es doch so tüchtige junge Herren in der Stadt, unter denen einer ganz besonders hervorrage: Don Melon de la Uerta (angenommener Namen für Roiz). Der sei der Edelste, der Reichste und der Schönste, dabei kein Spielverderber, mit Ausgelassenen ausgelassen, mit Ernsten selbst gesetzt, und sonst wie ein Lamm. Auch solide Grundsätze habe er und sei schon jetzt das Abbild seines würdigen Vaters. Wahrscheinlich werde er auch eine Dame wie Endrina gerne heiraten. Am Schlusse bemerkt die schlaue Kupplerin, dass es ihr immer Spass gemacht habe, ganz aus eigenem Antriebe Heiraten zu vermitteln, gleichsam zunächst im Scherz; so hofft sie, das Misstrauen der Endrina zu ersticken. Aber damit hat sie sich arg verrechnet. Denn sobald sie den Kandidaten näher beschreibt und Endrina erkennt, dass es ihr Unterredner von neulich ist, der ihr auch sonst schon nachgestellt hat, fühlt sie sich schwer gekränkt durch diese Art der Annäherung und weist die Alte empört aus dem Hause: nur ihr Reichtum habe Don Melon angelockt wie so viele. Trotac. hakt sofort hinter diesen Vorwurf; wenn die junge Witwe so unter den Nachstellungen der Männer zu leiden habe, so

solle sie doch Melon beglücken, der sie vor aller Plackerei sicher stellen werde. — Eine Schwalbe warnte die andern Vögel vor der List des Vogelstellers und ermahnte namentlich die Trappe, den von ihm gesäten Hanfsamen aufzupicken, wurde aber verlacht. Was kommen musste kam, die Trappe ging dem Jäger ins Garn und büsste ihren Leichtsin mit der Freiheit. — So möge sich Endrina dem Schutze des Don Melon anvertrauen, auf den sie sich verlassen könne wie auf keinen andern, während die andern angeblichen Freunde es nur darauf absähen, ihr die Flügel zu stutzen, wie der Trappe. Die Alte rückt darum der Dame noch einmal alle Vorzüge des Bewerbers vor und schildert ihr beweglich ihre Verlassenheit und Einsamkeit, mit der sie niemanden diene. Denn den schüchternen Einwurf der bereits schwankenden Endrina, ihr Trauerjahr sei noch nicht um, weist sie als unberechtigt und nebenbei unrichtig zurück. Schliesslich bittet Endrina sie, ihr doch wenigstens am ersten Tage nicht gleich so energisch zuzusetzen.

An dieser Stelle weisen die Hss. eine Lücke auf, so dass der Zusammenhang gestört ist. Nach der Lücke folgt die Lupo-pedente-Fabel (Fragment), über die man sich im zweiten Teile der Abhandlung unterrichten kann. Soviel geht aus der Moral, in der die unersättliche Gier in ihren verderblichen Folgen geschildert wird, hervor; dass die ganze Fabel an die Adresse der Endrina geht und ihr nahe legt, es mit der Wahl der Liebhaber doch nicht zu genau zu nehmen, da sie sonst am Ende gar keinen finden möchte, zur Strafe ihres Hochmuts.

Hinter dem Lupo-pedente-Märchen klafft eine viel bedeutendere Lücke (von 32 cuartetas), für deren Ausfüllung ich, soweit ich sehe als Erster, die Pamphilusepisode nutzbar gemacht habe. (Über die *comedia Pamphilus de amore* kann ich hier nicht im einzelnen handeln, ich verweise auf: Baudouin, *Pamphile ou l'art d'être aimé* 1874 und Puyol y Alonso, a. a. O. 267 ff.) Dort gesteht die schon halb überwundene Galathea (= doña Endrina) verschämt der Alten (Anus), dass Pamphilus (= Don Melón) sie neulich bereits persönlich um ihre Liebe angegangen habe; nun möge die Alte ihn doch versuchen und ihm auch dieses Geständnis abnötigen. Der Gedanke, ihren Klienten etwas zu quälen, gefällt der Kupplerin, sie beschliesst, ihn damit zu ängstigen, dass man bereits die Hochzeit Galatheens vorbereite, und tröstet ihn mit den Worten: *Mitte quod esse nequit, quere quod esse potest*, die bei dem Erzpriester wörtlich wiederkehren: *Lo que non puede ser, nunca lo porfiedes; lo que faser se puede, por ello trabajedes*. (Str. 782, die erste nach der Lücke!)

Es ist also anzunehmen (auch bei Roiz), dass auf die Bitte der Endrina, sie doch nicht am ersten Tage gleich so quälen, das Geständnis ihres Zusammenseins mit Melon und die Aufforderung, seine Liebe zu prüfen, folgte, dass dann Trotac. den Liebhaber von dem vor]

geblich ungünstigen Ausgangs ihrer Mission in Kenntnis setzte und ihn mit den zitierten Worten tröstete. — Der treue Liebende ist durch den Bericht seiner Vermittlerin wie aus allen Wolken gefallen. Nie werde sie das wieder gut machen können. Es erfolgt ein furchtbarer Ausbruch seiner Leidenschaft, all sein Lebensmut ist dahin, und er verflucht einzeln die Glieder, die ihn in das Abenteuer gestürzt haben, Herz, Augen und Zunge; nun sei es mit dem Leben aus und nur der Tod ihm recht. Als Trotac diesen Ausbruch sieht, lenkt sie sofort etwas ein, sie spricht ihm Mut zu, um ihn vor Verzweiflung zu schützen; vielleicht lasse sich ja durch mutiges Eingreifen und Geschicklichkeit, mit Gottes Hilfe, der Lauf des Schicksals hemmen. Davon will ihr Klient nichts hören, sein Schicksal sei entschieden, wenn man seine Geliebte morgen verheirate. Trotac sieht, dass sie sich in diesem Feuerkopf doch geirrt hat, und entschliesst sich zum Widerruf ihres Berichtes, schickt ihm aber, um ihn weniger beschämend zu gestalten, einige Sentenzen voraus: auf Regen folgt Sonnenschein etc. Don Melon will ihr so schnell sein Glück nicht glauben, sondern vermutet, dass sie nur eine List anwende, ähnlich einer Mutter, die ihr weinendes Kind beruhigen will. Aber sie bestätigt, wieder unter Aufbietung reichlicher Sentenzen des Inhalts: Der Mensch denkt, Gott lenkt!, dass Endrina ihn liebt, wie sie deutlich aus Anzeichen erkannt habe. Jedesmal, wenn auf ihn die Rede gekommen sei, sei sie tief errötet, habe, wenn Trotac erschöpft aufgehört habe, von ihm zu sprechen, wieder auf ihn hingelenkt, selbst wenn die Alte tat, als verstehe sie es nicht. Noch deutlicher geht ihre Liebe daraus hervor, dass sie die alte, wenig reizvolle Vermittlerin mit schmeichelnden Armen umwunden hat, bloss weil sie im Auftrage von „ihm“ kommt — ein sehr fein beobachteter Zug! —, sowie aus verstohlenen Händedrücken und abwechselndem Erröten und Erblässen bei Nennung seines Namens. Am Schluss sagt die Alte geradezu, dass sie nur rufen brauche, um die Dame in ihr Haus zu bekommen. Der Liebhaber fühlt sich durch diese Versicherungen ausserordentlich beruhigt, ermahnt aber die Alte, in ihren Bemühungen nicht nachzulassen. Diese hält den Augenblick für günstig, um mit einem leisen, aber nachher deutlicher werdenden Wink ihren Auftraggeber an seine Schenkverpflichtungen zu erinnern, unter Aufbietung aller ihr zur Verfügung stehenden Gemeinplätze über das Verhältnis von Versprechen und Halten, Reich und Arm. Trotzdem sie sich von Don Melón nicht allzu viel verspricht, spielt sie die Edelmttige, die ihren Kontrakt hält und geht aufs neue zu Endrina. Zunächst entfernt sie deren argwöhnische Mutter, doña Rama, durch eine List — sie behauptet, verfolgt zu werden —, dann schildert sie der freudig aufhorchenden Schönen, welchen Einfluss die Liebe auf ihren Galan habe, wie er sichtlich abmagere, wegen ihrer Zurückhaltung sich gräme etc. Was hat er sich

auch für ein unergiebiges Arbeitsfeld auserkoren! Nichts von dem, was ihm bei der Begegnung versprochen wurde, hat man ihm gehalten! Und doch ist der Grund nicht etwa Gefühllosigkeit! Im Gegenteil! Auch die Geliebte wird ja von demselben Feuer wie der Liebende verzehrt, aber Angst und Schamgefühl hindern die Dame an der Betätigung ihrer Liebe. Die Angst zerstreut Trotac. durch die Versicherung, Melón erstrebe durchaus die legitime Ehe (a ley e bendición), und verweilt dann noch einmal bei seiner traurigen Stimmung, die selbst ihr, der Vielerfahrenen, heisse Tränen des Mitgefühls abgepresst hätte. Freilich im Stillen habe sie auch ihre Freude an dieser echten Liebe, die zwei Menschen so beherrsche, dass sie beide im Begriff seien, an ihr zugrunde zu gehen, statt den einfachen Weg der Verheiratung zu wählen. Ein neuer Einwand der Dame, sie werde immer durch die Gegenwart ihrer Mutter an der Ausübung dessen, was sie ebenso wie Fita heiss begehre (hier bleibt also das Pseudonym fort), gehindert, wird, mit einem „liebervollen“ Fluch auf die alte Pepita, durch den Hinweis auf die Erfinderschick der Liebe pariert. Dann geht die Kupplerin auf die Frage der vergtienza ein und bemerkt, sich in die Brust werfend, ihre Reputation mache es ihr zur Pflicht, darauf zu achten, dass alles anständig bleibe, sie fürchte keines Menschen böse Zunge, weil die Sache ja ohne Anstössigkeit sei, und jeder, der versuchen wolle, sie als anrücklich hinzustellen, werde von dem sonst so sanftmütigen Don Melón gehörig vorgenommen werden. Mit Gründen kann Endrina nun nicht mehr aufwarten, sie zieht sich auf ihr Gefühl zurück und sagt schliesslich, dass der Tod wohl das einzige Mittel sein werde, ihre Qual zu enden. Ganz anders meint Trotac., man solle doch einem so mächtigen Triebe nachgeben, um das beiderseitige Unglück aufhören zu machen. Sonst aber weiss sie wenigstens ein andres Mittel, um allmählich über den Schmerz hinwegzukommen: Zerstreuungen, und sie würde sich glücklich schätzen, wenn ihr Garten mit seinem Obstreichthum, und ihre Gesellschaft auch etwas zur Gesundung der Unglücklichen beitragen könnten. Die Entfernung sei ja so gering, dass sie im Hauskleid herüberspringen könne, ohne dass jemand anderes es merke. — Das Unglück ist im Anzuge; wie ein gehetzter Hase hat Endrina völlig die Klarheit des Blickes eingebüsst. Die beiden machen gleich den folgenden Tag aus. Trotac. kehrt dann hochbefriedigt zu ihrem Freunde zurück, dem sie lebhaft empfiehlt, die gute Gelegenheit nicht zimperlich verstreichen zu lassen.

Str. 871—891. Um Mittag macht sich Endrina auf zu der Alten; kaum ist hinter ihr die Tür verriegelt, da hört man ein lautes Pochen und Rütteln. Die Alte erkennt Don Melón und lässt ihn ein. Er spielt, als er seine Geliebte erblickt, den Erstaunten. — Damit bricht die Erzählung ab, es fehlen wiederum zwei Blätter. In ihnen ist, nach Aus-

weis des Pamphilus erzählt, was die Überschrift der Hss. lakonisch als *de como el arcipreste acaba lo que quiso* ausdrückt. Don Melón (resp. Pamphilus) befolgt pünktlich den Rat, den die Anus ihm gegeben hat, diese lässt sich, sogleich nach seinem Eintritt, durch eine Nachbarin abberufen, so dass die Liebenden sich selbst überlassen sind. Was bei ihrer beiderseitigen Verliebtheit folgt, ist klar. — Der Pamphilus schildert den Vorgang durchaus geschmackvoll, und dasselbe dürfen wir auch vom Erzpriester annehmen. Trotzdem wird der Verlust der Blätter kein zufälliger sein. — Die überlieferte Erzählung bringt jetzt eine Apologie der Trotac. auf die Vorwürfe der Endrina; sie hätte ja weggehen können, wenn sie gewusst hätte, was ihr bevorstand. Jetzt empfiehlt die Alte grösste Geheimhaltung. Genau lässt dieser Passus sich nicht mit dem Pamphilus identifizieren, erst wieder die Rede der Endrina, die ihre hoffnungslose Lage der Welt und den Verwandten gegenüber bejammert und ihre Überlistung der der Vögel mit Leimruten und der der Fische mit dem Angelhaken vergleicht, stimmt zu ihm. Trotac. öffnet noch einmal den reich gefüllten Sack ihrer Erfahrung, um den Satz: „Glücklich ist, wer vergisst, was da nicht zu ändern ist!“ zu modulieren, und schlägt schliesslich vor, die Eltern der jungen Frau auf den einzig gangbaren Weg, die Vermählung der Liebenden, zu drängen.

Str. 892—944. Die Entschuldigung, dass man sich wegen des Hässlichen an der Geschichte an Pamfilo e Nason halten müsse, scheint der Erzpriester böswilligen Beurteilern gegenüber nicht als ausreichend anzusehen. Darum schwingt er sich auf zu einer gar erbaulichen Vermahnung an alle Damen, sich diese furchtbare Erzählung zur Warnung dienen zu lassen. Er gibt sie zunächst in der Form der Fabel vom Hirschherz (wegen deren ich auf den zweiten Teil der Abhandlung verweise). Die etwas gekünstelte Anwendung auf unsern Fall ist die, dass der Erzpriester den Damen den Rat gibt, ihre Ohren offen zu halten, nachdem sie einmal gewarnt sind (wie der Esel durch den Prankenhieb), um nicht der törichten Liebe zu verfallen, sondern ihr Herz der reinen Gottesminne entgegen zu tragen. An den vielen Opfern der weltlichen Minne möchten sie erkennen, wohin diese führe, wenn man zuerst auch nur harmlos mit einem Nachbarn plaudere oder einer alten Frau Vertrauen schenke. — Die ganze Endrina-Episode habe er, Juan Roiz, übrigens nur des lehrreichen Beispiels eingeflochten, erlebt habe er sie nicht (*Dixela por ensiempro, non porque a mi vino*), womit er also auch ihre Entlehnung aus einem andern Schriftsteller einräumt. —

Wie enorm ernst es übrigens dem Priester mit seinen erbaulichen Zwecken ist, sehen wir daraus, dass er unmittelbar in ein neues Liebesabenteuer überleitet, gleichsam aufatmend, nun wieder den lästigen, salbungsvollen Ton von sich werfen zu können.

Schilderung der Schönheit und edlen Abkunft der neuen Dame des Herzens wie gewöhnlich! Er sucht geschwind Trotac. auf — sich selbst ironisierend gedenkt er seines Fernand Garcia — und schickt sie mit einigen Liebesgedichten los. Als Trödlerin findet sie wieder Zugang und erzählt von ihrem Klienten, der bereits so verliebt sei, dass er eine ganze Stadt für sie hingeben würde. Nach ihrer Rückkehr machte Roiz — so nennen wir die Person, die mit „ich“ erzählt, ohne damit unbedingte Identität behaupten zu wollen — nur im Scherz einige unzarte Bemerkungen über ihre Habgier und nannte sie eine schwatzhafte Elster. Da hätte man Trotac. auffahren sehen müssen! Kurzerhand macht sie sich auf und trägt ihr, bezw. Roiz', Geheimnis in der Stadt herum, um sich an ihrem Auftraggeber zu rächen, der zu spät beklagt, sich mit jemanden überworfen zu haben, der ihn in der Hand hat. In einem langen Katalog (41 Nummern!) zählt er traurig auf, welche Bezeichnungen man einer Kupplerin nicht beilegen dürfe. Die Kühnheit der Vergleiche und das Wühlen im Sprachschatz erinnert an Rabelais. In seiner Sorge ist Roiz zu den weitgehendsten Konzessionen bereit, aber die Alte lehnt zuerst alles ab, weil sie merkt, dass die Ratlosigkeit der Grund seines Entgegenkommens ist, bis ihr einfällt, ihm die Bedingung zu stellen, sie fortab *buen amor* zu heissen. Lachend geht der Priester darauf ein, ja er verschafft ihr noch eine weiterreichende Genugtuung dadurch, dass er sein ganzes Buch „nach ihr“ genannt hat. Sogleich entwickelt die Alte wieder ihre alte Schlaueit. Um ihre Aussage von damals zu entkräften, stellt sie sich wahnsinnig, so dass alle Leute Mitleid mit ihr haben und den einen Toren schelten, der an die Wahrheit ihrer Erzählungen von dem neuen Verhältnis ihres Freundes geglaubt hat. Als das Gerede zum Schweigen gebracht ist, lässt die Sorgfalt der Mutter und Amme nach, und Trotac. findet als Hausiererin Gelegenheit, sie ganz zu verhexen. Da, als die Erfüllung der Wünsche dem Erzpriester so nahe winkt, macht ihm der Tod einen dicken Strich durch die Rechnung. Sein Liebchen stirbt in wenigen Tagen. Der Schlag trifft auch ihn so, dass er einige Zeit zwischen Leben und Tod schwebt.

Str. 945—949. Im März, nach dem Einzuge des Frühlings besuchte eine Alte den Kranken, wie es scheint, um ihm Moral zu predigen. Es sei für einen so schlimmen Burschen besser, er sei krank als gesund etc. Juan Roiz ärgert sich über die Weiber, die erst den Wein trinken und dann über die Hefe reden; er habe auf diesen Gegenstand auch Ulklieder gemacht zum grossen Vergnügen der jungen Damenwelt, die er trotzdem noch einmal um Entschuldigung bittet.

Str. 950—971. Um über alles mitreden zu können, begibt sich der Erzpriester, der Weisung des Apostels, alles kennen zu lernen, folgend, ins Gebirge, hat aber die Jahreszeit nicht genügend in Rechnung gezogen, so dass er unter Schnee und Hagel arg zu leiden hat. Schliess-

lich erreicht er die Passhöhe, trifft aber auf einen unerwarteten Widerstand: Eine Sennerin versperrt ihm den Weg und will ihn nur freigegeben, wenn der Wanderer freiwillig ein Scherflein entrichtet oder sich vor ihr, der starken Stumpfnas, am lebendigen Leibe pfänden lässt. Arge Verlegenheit für den frierenden, halberstarrten Erzpriester! Er entschliesst sich nach langem Zaudern, ihr einige Schmuckstücke und eine Hirtentasche zu versprechen, um ein Unterkommen zu finden. Die Sennerin packt ihn darauf mit ihren kräftigen Armen, lädt ihn auf den Rücken und trägt ihn leicht und sicher über Bäche und Hügel. In einer *cantica de serrana* besingt Roiz humorvoll sein ferneres Schicksal. Als ihn die Stumpfnas abgeladen hat in einer Hütte, macht sie ein Holzfeuer und holt ihre Vorräte herbei: Kaninchen-, Rebhuhn- und Zickleinbraten, Brot (allerdings nur grobes, schlecht durchgeknetetes), dazu Wein, Butter, Käse, Milch, Rahm und eine Forelle weist die reichhaltige Speisekarte auf. Nach dem Essen aber, als der Erzpriester erwarmt ist, nimmt die Sennerin ihn bei der Hand und beweist auch in anderer Richtung ihr Entgegenkommen, so dass der Priester schelmisch schliesst: „Ich glaube, ich machte ein gutes Geschäft“.

Str. 972—992. In Segoria, seinem Bestimmungsorte, sieht er sich die Sehenswürdigkeiten an, denkt aber gar nicht daran, auch Geschenke für die Freundin aus dem Gebirge zu besorgen. Sehr bald hat er sein Reisegeld verbraucht und entschliesst sich heimzukehren, aber auf einem andern Wege. Wieder trifft er auf eine Sennerin und kommt gar aus dem Regen in die Traufe, denn als er sich ihr zu nähern versucht, versetzt sie ihm einen Hieb mit dem Hirtenstab, der ihn zu Boden streckt. Dann aber ist ihr Zorn verraucht, sie nimmt ihn bei der Hand, und nötigt ihn in die Hütte, um ihn zu laben und dann auf den rechten Weg zu bringen. In der Hütte finden sie keinen Menschen, und die stolze Jungfrau wird zudringlich. Der Erzpriester lehnt aber alle Annäherung ab, da er seit dem frühen Morgen nichts zu beissen bekommen hat, aber auch nach dem Imbiss schützt er Eile vor, um von seiner Gastgeberin loszukommen. Wiederum ist uns das ganze Abenteuer durch eine *cantica* anmutig berichtet. Namentlich die Wut des Naturkinds über seine Zurückweisung (Wie dumm war ich, für Dich meinen Kuhhirten aufzugeben!) ist hübsch charakterisiert.

Str. 993—1005. Bei dem folgenden Paar von Erzählung und *cantica* ist das Verhältnis das umgekehrte: die Erzählung ist wesentlich knapper als das Lied. Wieder wollte eine Hirtin, die Roiz für einen Gefährten hielt, eine Verbindung mit ihm eingehen, auch sie opfert den Sperling in der Hand für die Taube auf dem Dache. Das Nähere bietet erst die *cantica*. Da wird die Hirtin einigermassen sympathisch dargestellt (im Gegensatz zu den Vorgängerrinnen und namentlich der Nachfolgerin), und der Priester erklärt ihr seine Absicht, sie zu heiraten. Um ihr

mehr zu gefallen, gibt er sich für einen Hirten aus und weiss von seinem Geschick in der Pferde- und Kühebehandlung, im Reiten und Fechten, im Buttern und Kneten, aber auch im Schalmelblasen, zu berichten. Die Schöne verlangt, wenn sie seine Absicht für ernst nehmen soll, allerlei Geschenke, einen roten Rock — rot ist überhaupt ihre Lieblingsfarbe — aus Tuch, ein Tamburin, sechs Zinnringe, einen Sonntagsschafpelz, Ohringe, Schnallen etc. Gemäss seiner Taktik verspricht er ihr nicht nur dies, sondern noch manches andre, auch geradezu die Heirat.

Str. 1006—1042. Mit einer kategorischen Verurteilung des Bergklimas und seines beständigen Frostes, Schnees, Windes, Reifes verabschiedet sich der Erzpriester von der sierra, läuft aber noch einmal Gefahr zu erfrieren, die nur durch die Begegnung mit einem fantasma, wie auch der Verf. der Apokalypse keines gesehen hat, glücklich abgewendet wird. Bei der Beschreibung seiner neuen Freundin, diesmal einer Stutenhirtin, — denn diese ist das fantasma — lässt Roiz alle Minnen seines satirischen Talentes springen, in bewusster Gegnerschaft, wie es scheint, gegen das konventionelle Frauenideal und Frauenlob. Ihr riesiger Kopf war mit rabenschwarzen, glatten Haaren besetzt, rote, tiefliegende Augen, Ohren wie die eines einjährigen Esels, dicke, lange Nasenlöcher, ein Mund mit wulstigen Lippen, breite schwarze Augenbrauen, ein schwarzer Bart sorgten für genügende Abwechslung in dem Gesicht. Das Untergestell bestand aus mächtigen Beinknochen und -knöcheln, die einer einjährigen Ferse Ehre gemacht hätten, ausserdem zeichneten sich die Unterschenkel durch Hitzblattern aus; ihre Fussspur war von der einer Stute kaum zu unterscheiden. Ihr Handgelenk war breiter als des Erzpriesters ganze Hand, ihr kleiner Finger grösser als sein Daumen, so dass er wenig Lust spürte, sich von ihr gewisse „Einwohner“ absuchen zu lassen. Von ihrem Busen weiss er auch wenig Angenehmes zu berichten, ihre Stimme vereinigt in sich alles, was einem unangenehm ist. Kurz im ganzen gibt uns der Erzpriester die Kehrseite des Schönheitsideals seiner Tage, gewissermassen ihr Negativ. Auch die Schilderung hat er in Liedform gebracht, wie er selbst sagt, und zwar in zwei chanzonetas und ein „Scherzlied“ (?)¹. Erhalten ist von ihnen nichts, wir hören jetzt eine *cantica de serrana*, die sich in mehr höfischem Ton bewegt. Sie wird in dieselbe Gegend verlegt wie das Abenteuer mit dem Ungetüm von Hirtin, auch die schreckliche Jahreszeit wird wieder besungen. Auf seine Bitte versorgt die Sennerin den Erzpriester mit schwarzem Roggenbrot, herbem Wein

1) *trotalla* deutet Wolf als „Gassenhauer“ (?), *Puymaigre* denkt an ein Tanzlied, wozu mir die Etymologie am besten zu passen scheint: *trotaz* traben (vgl. franz. *estampie* zu „stampfen“)

und Salzfleisch, verspricht auch ein gutes Nachtlager und gute Verpflegung, wenn er ihr etwas schenkt. Roiz bittet sie, genauer anzugeben, was sie sich wünscht, und erfährt eine Anzahl Wünsche, nach deren Erfüllung sie ihm die Hand reichen werde. Der Priester macht von seinem alten Kniff Gebrauch, er entschuldigt sich, dass er jetzt, auf der Reise, nicht soviel Geld bei sich trage. Aber da kommt er bei dieser „Salonsennerin“ schön an! Ohne Geld kann man keine Geschäfte machen, damit lässt sie ihn stehen. — Für den höfischen Ton, der in dem ganzen Lied herrscht und den Puymaigre auf nordfrz. Einfluss zurückführt, lässt sich auch geltend machen, dass der Erzpriester die Sennerin immer *vos* anredet, während sie ihn *duzt*.

Str. 1043—1066. Nach den leichtgeschürzten Abenteuern im Gebirge hält der Erzpriester wieder eine Neigung zum Erbaulichen für erspriesslich. Er bittet Gott, ihn doch nicht zu vergessen, und zur äusseren Bestätigung seiner *μετανοια* begibt er sich nach Santa Maria del Vado, einem weitberühmten Wallfahrtsort, um dort zu Ehren der h. Jungfrau eine Nachtwache zu halten; gleichzeitig widmet er ihr ein *ditado*, das die gewöhnlichen Wendungen der Marienlyrik einbegreift und die Einleitung zu zwei Passionen ist. Diese sämtlichen Stücke bieten natürlich inhaltlich nichts Bemerkenswertes.

Str. 1067—1127. Mit dem Kampfe zwischen dem Prinzen Carneval und der Frau Fasten¹⁾ berühren wir den Glanzpunkt des *Libro de buen amor*.

Wegen des Herannahens der heiligen Zeit begibt sich der Erzpriester in seine Heimat zurück, aber er lässt es sich die Tage über, die ihn noch von der Fastenzeit trennen, wenigstens gut gehen. Einmal sitzt er gerade zu Tisch mit dem Herrn Speckdonnerstag (= letzter Donnerstag vor Fasten), da bringt ein leichtfüssiger Bote ihm zwei Briefe. In dem ersten entbietet *doña Quaresma*, die Dienerin des Heilandes und von Gott allen Sündern empfohlen etc. etc., allen Erzpriestern und Clerikern ihren Gruss in Christo; sie hat gehört, dass ein mächtiger Tyrann, Carnal geheissen, die Länder verwüste und überall Blutvergiessen stifte. Der gegenwärtige Brief soll dem Erzpriester als Beglaubigung dienen, wenn er, wie ihm die Gebieterin zur strengen Pflicht macht, besagten Herrn durch Herrn Leermagen und Frau Busse auf den kommenden Dienstag zum Kampfe herausfordert; die Gebieterin mit allen ihren Untertanen werde pünktlich erscheinen. „Gegenwärtiges Schreiben ist dem Überbringer zurückzuerstatten, damit selbiger im Interesse einer ausreichenden Vorbereitung seitens des Feindes für seine weitere Verbreitung Sorge tragen könne.“ Der zweite Brief, der mit

1) Um das Feminin (*Quaresma*) beibehalten zu können, greife ich zu dieser Personifizierung.

einer Muschel, dem Siegel der Herrin, beschwert ist, richtet sich an don Carnal persönlich. „Ich, Frau Fasten, die die Gerechtigkeit unter den Meerbewohnern heimisch machte und die ich die Lenkerin der Seelen bin, die gerettet werden sollen, sende Dir, gefrässiger Carnal, der nie genug bekommen kann, Herrn Leermagen als Herausforderer. Heute über sieben Tage finde Dich mit Deinem Feldhauptmann und seinen Scharen zu einem Kampf ein, der nicht vor Palmsonntag ausgemacht sein dürfte und der mit Deinem Tode oder Deiner Gefangensetzung enden muss.“ Der Erzpriester liest die beiden Briefe, die ihm zugeschickt werden, weil er gerade einmal gänzlich unverliebt ist, und kann doch eine gewisse Besorgnis nicht unterdrücken. Anders Don Jueves, sein Gastfreund! Der ist sofort entschlossen, gegen die Karenz Partei zu nehmen. Roiz sendet Herrn Freitag an don Carnal, um ihn auch noch durch einige eigene Zeilen zur Rüstung zu mahnen. Der mächtige Herr tat nach aussen hin stolz und prächtig, im Innern aber packte ihn die Angst, trotz seiner grossen, zeitgemäss ausgerüsteten, ihm treu ergebenen Armee, die einem Alexander das Herz hätte im Leibe lachen machen. In das erste Treffen stellte der Feldherr seine Infanterie: Hennen, Rebhühner, Kapaune, Enten, Wildenten, Gänse, Kaninchen, die mit Lanzen, Bratspiessen und Vorlegetellern (statt der Schilde) bewaffnet waren. Was das erste Treffen bedeuten soll (und so alle folgenden), erklärt der Erzpriester ausdrücklich: es sind die Speisen, die bei einem guten Imbiss zuerst gereicht werden. In das zweite Treffen stellte Don Carnal seine Schützen: Gänse, Rauchfleisch, Hammelrippen, ungesalzene Schweinsschlegel, ganze Schinken, hinter diese Kavallerie: Ochsenstücke, Ferkel, Zicklein, und endlich ganz zu hinterst die Knappen: gebrannte Käse, die auf wohl gefärbten Weinen ritten. Ausser der Linie standen ihm aber noch viele altadlige Junker bei: Fasanen, Pfauen, Tauben, deren Bewaffnung in Töpfen aus purem Kupfer (statt der Pickelhauben), Pfannen und Kesseln (statt der Schilde) bestand, und deren Banner lustig im Winde flatterten. Ferner das Wildschwein, das sich auf seine ruhmvolle Vergangenheit beruft, der leichtfüssige Hirsch, der diesmal sein Selbstbewusstsein hinter der guten Sache zurücktreten lässt und sich unterordnet, der Hase, der wenigstens die Einwohner seines Fells mobil machen will, der Ochs, der heute seinen „agrarischen“ Beruf verleugnet, Herr Speck und Frau, Schweinskeulen, Lenden u. v. a.

Da von der kühnen Gegnerin noch nichts zu sehen ist, verbringt Don Carnal mit den Seinen den Tag in angenehmster Ausgelassenheit. Sein Tisch biegt sich unter der Last der aufgetragenen Speisen, die man, unter den Spässen der joglares, einnimmt. Neben dem Tisch kniete der treue Fähnrich und bediente ein Fass. Die Folgen des eifrigen Weingenussses blieben nicht aus: Don Carnal und alle die Seinen sanken

in tiefen Schlaf, mit Ausnahme der Hähne, die eine Ahnung kommenden Unheils nicht zur Ruhe kommen liess. — Plötzlich, um Mitternacht, man weiss nicht, woher? erschien Frau Fasten mitten im Saal. Das Losungsgeschrei der Feindin durchdrang im Nu das Lager Don Carnals, aber dieser stand so sehr unter der Nachwirkung des Wein- und Fleischgenusses, dass ihm gänzlich die Übersicht mangelte. Ausserdem fiel gleich ein Krieger der Quaresma, der Lauch, über ihn her und bewirkte bei ihm eine heftige Mageneruption, die ihn noch weniger befähigte, das Kommando straff zu führen. Das wäre aber unbedingt vonnöten gewesen bei dem wohldisziplinierten Ansturm des Feindes. Da brachen zunächst die Seeschweine und Tintenfische, dann Aale aus Valencia, teils zerschnitten, teils in Salz eingelegt, und Forellen aus Alberche vor. Der Thunfisch, der Löwe unter Quaresmas Streitern, nahm einen Einzelkampf mit der Frau Speckseite auf. Hausen von Bayona, Garnelen vom Henarezflusse her, Barben machten ihre Sache mit den feindlichen Rebhühnern, Kapaunen und Wildenten aus. Voller Wut stürzte sich der Stockfisch auf das Schwein. Und das Schlimme für Don Carnal war, dass seiner Feindin aus dem Meere immer neue Scharen zuströmten. Aus St. Ander kamen rote Hummer, mit Pfeilen ausgerüstet, Häringe und Meerbrassen aus Berméo, Elsen und Weissfische. Der Delphin wagte den Kampf mit dem Ochsen und brach ihm die Zähne aus, die berühmte Lamprete aus Sevilla und Alcantare stellte ihre Waffen zur Verfügung, der Hecht mit einer mächtigen Keule versetzte dem Schwein einen betäubenden Hieb und befahl es in Villenchonsalz einzupökeln. Der achtfüssige Kuttelfisch benutzt seine vielen Hände bald gegen Pfauen und Fasanen, bald gegen Zicklein und Damwild. Die Austern haben sich die Kaninchen, die Krebse den Hasen als Gegner erkoren. — — — Bald war die Wahlstatt rings mit Schuppen und Blut übersät.

Darüber konnte schon kein Zweifel mehr sein, dass Carnals Schicksal besiegelt war, trotzdem er noch wie ein Verzweifelter mit dem Salm, der gerade frisch aus Quaresmas Hauptquartier eintraf, rang, bis schliesslich das Herannahen des Walfisches jedes weitere Kämpfen überflüssig machte. Seine Kampfgenossen hatten teils einen rühmlichen Tod gefunden, teils waren sie geflohen. Letzteren Ausweg wählten nun auch Wildschwein und Hirsch, als sie das Nutzlose jedes weiteren Widerstandes erkannten, und liessen Don Carnal allein zurtück mit Frau Speckseite und Herrn Rauchfleisch, welche beide ganz fahl waren von der Anstrengung des letzten Tages. Einem letzten Ansturm des Feindes mussten die drei Helden erliegen: sie wurden gefangen genommen und vor das Tribunal der Siegerin geleitet. Diese entschied so: Frau Speckseite und Herr Rauchfleisch werden zur Strafe aufgehängt; don Carnal wird eingesperrt, so dass niemand ausser einem Beichtiger Zutritt zu ihm hat, und auf eine Mahlzeit pro Tag gesetzt.

Str. 1128—1172. Der Beichtvater kam sogleich zu dem gefallenem Fürsten und wusste bald in ihm die Sehnsucht nach Vergebung seiner Schuld wachzurufen. Carnal schrieb alle seine Sünden sauber auf und versiegelte das Schreiben, aber der Bruder eröffnete ihm, dass nur der Sünder auf Vergebung hoffen dürfe, der mit zerknirschem Herzen mündlich seine Schuld bekenne und mündlich von dem Beichtvater losgesprochen werde. — Von dieser Erwähnung der Beichte aus macht der Erzpriester einen in kulturhistorischer Hinsicht wichtigen Exkurs, der eine deutliche Kritik an dem damaligen Institut der Beichte enthält. Um diesen Eindruck den Vorgesetzten gegenüber abzuschwächen, betont Roiz zwar seinen durchaus laienhaften Standpunkt (*só rudo e sin sciencia; escolar só mucho rudo, nin maestro, nin doctor*) und verwendet sechs Verse darauf festzustellen, welchen hohen Wert er der Beichte beilege; ferner verkenne er nicht die grosse Gefahr, die schon in der Erörterung solch schwerwiegender Fragen liege. An diesen Kautelen — NB. bei Besprechung eines Punktes der kirchlichen Praxis, nicht eines Dogmas! — kann man die Autorität der Kirche des Mittelalters ermessen. — Kurz und gut, der Beichtiger Carnals hat einen Sonderauftrag vom Papst empfangen und hat das Recht, dem Herrscher Absolution zu erteilen. Aber der Losgesprochene muss sich strengen kirchlichen Strafen unterziehen, vor allem fasten, fasten, fasten. Für seine Habsucht soll er Sonntags in Öl gekochte Erbsen, Montag für seinen Hochmut Erbsen, Dienstag für seinen Geiz einen Mehlpapp, für seine Wollust Mittwoch Spinat, für seinen Zorn Donnerstag Linsen in Salz, Freitag Wasser und Brot, Sonnabend Bohnen essen, um Völlerei und Neid, die letzten beiden Todsünden, zu büssen. Rechnet man zu dieser Diät, die an Monotonie nichts zu wünschen übrig lässt, die Vorschriften betreffend das Messe hören, Horen mitmachen, Psalter beten, Kirchhöfe besuchen, so kann man die tränenreiche, schmerzbewegte Stimmung Carnals einigermassen nachempfinden.

Str. 1173—1209. Nach ihrem Siege entfaltete doña Quaresma eine fieberhafte Tätigkeit im ganzen Lande. Gleich am Aschermittwoch begann sie in Haus und Hof, in Küche und Keller, Schüsseln und Töpfe, Teller und Näpfe, überhaupt alles Hausgeräte gründlich säubern zu lassen. Selbst Häuser und Wohnräume werden teils neu gebaut, teils wenigstens neu getüncht dank ihrer Initiative, so dass mit dieser Seite des Regimes der Frau Fasten jeder sich einverstanden erklären muss. Noch wertvoller ist die innere Erbauung, die sie ihren Anhängern aufzwingt. Alle Christen sollen auch ihre Seele so hell und rein machen, wie ihre Häuser und sich am Ende ihrer Regierungszeit so weit erneuert haben im Geiste, dass sie ohne Furcht das Symbol der irdischen Vergänglichkeit, das Bekreuzigen mit Asche, über sich ergehen lassen können.

Während der Wochen des feindlichen Regiments hatte sich Carnals Zustand soweit gebessert, dass er das Bett verlassen konnte und, mit der Wiederkehr seiner Kraft, auch bereits Rachegefühle verspürte. Am Palmsonntag begab er sich mit seinem Aufseher Ayuno zur Kirche, ganz der Alte an Kraft, aber gebeugt, um sich nicht zu verraten. In der Kirche gelobte er alle seine ihm abgezwungenen Versprechungen ab und, in einem unbewachten Augenblick, entfloh er und eilte in das Judenviertel, wo er freundlich aufgenommen wurde. Am Montag morgen verschaffte er sich von einem Rabbi ein Pferd und begab sich in die Wüste Medellin, den Winteraufenthalt des Weideviehs. Dieses ahnte instinktiv, dass die Ankunft des Herrschers für seine Existenz nicht ganz unbedrohlich sei. Die Geschwindigkeit, mit der Carnal alle ihm einst botmässig gewesenem Gebiete durchstreifte, hatte etwas Märchenhaftes an sich. Trotzdem konnte er in einer Woche nicht überallhin gelangen und sah sich gezwungen, ebenfalls zur schriftlichen Verbreitung seiner Absichten seine Zuflucht zu nehmen. An seine Hauptfeindin schrieb er einen unehrerbietigen, sie tief beleidigenden Brief, in dem er ihr ihren illoyalen Überfall vorwirft und ihr, von heute über vier Tage ab, einen Kampf bis aufs Messer in Aussicht stellt. An alle Christen, Juden und Mauren erlässt der Herrscher eine Aufforderung, sich zum Kampfe für den nächsten Sonntag zu rüsten, vor allem aber auf doña Quaresma ein wachsames Auge zu haben, weil man mit ihrer plötzlichen Flucht rechnen müsse. „Nach der Lektüre von vorliegendem Schreiben wolle man von demselben Abschrift nehmen und die Urschrift dem Boten des Herrschers, Don Almuerzo (Frühstück), wieder zustellen. Gegeben in Kubtal (Var. Melkenort [Tornavacas]), unserer Lieblingsresidenz.“

Als die Schreiben der Quaresma bekannt wurden, sank ihr der Mut. Zu spät besann sie sich des alten Wortes: „Wer seinen Feind in der Hand hat und begnadigt, büsst diese Grossmut mit dem Leben.“ Auf einen aussichtsreichen Kampf konnte sie nicht bauen, denn ihre Hauptbundesgenossen, die Fische, versagten wegen des anbrechenden Sommers die Herresfolge, sie war auch selbst nicht frisch genug dazu. Darum entschloss sie sich dazu, eine Pilgerfahrt nach Jerusalem anzutreten. Dass sie die Ausforderung Carnals einfach ignorierte, glaubte sie verantworten zu können, denn sie hatte bei ihrer Provokation seiner Zeit gleich den Termin angegeben, bis zu dem sie zum Kampfe bereit sei. Am Karfreitag legte sie sich eine vollkommene Pilgerausrüstung zu: einen Pilgrimsmantel, einen grossen, runden Muschelhut, einen Stock mit eingeschnitzten (?) Bildern und einem Palmenzweig, runde, doppelsohlige Schuhe, einen Armkorb mit Pilgerbrot. Ihr grösster Schatz aber war, — wie der aller „romeros“, setzt der Erzpriester boshaft hinzu, — eine knallrote Kürbisflasche, ein Helfer in aller Not. In dieser veränderten Gestalt war es Quaresma ein leichtes, in der Nacht vom

Sonnabend zum Ostersonntag zu entweichen, ohne von jemanden erkannt zu werden.

Str. 1210—1224. Mit dem Osterfest zog der Frühling ins Land, der rechte Herold der zwei mächtigen Herrscher, die jetzt wieder die Welt regierten: Don Carnals und Don Amors. Auf ersteren freuten sich alle Fleischesser, besonders aber zwei Stände, deren Patron er ist: die Kaldaunenverkäufer und die Hirten. Mit Flöten- und Schalmeyenklang, unter Tanz und Saitengeschwirr zieht ihm alles entgegen bis in die Berge. Seine Wiederkunft ist ein Triumphzug. Vor dem weitleuchtenden, roten Symbol seiner Macht, einem Lamm, und vor dem zahlreichen Gefolge der blökenden Schafe, Zicklein und Böcke, der Kühe, Ochsen und Stiere sah man zunächst den Herrscherwagen mit dem erlauchten Fürsten überhaupt nicht. Als er näher kam, erblickte man den guten Herrscher in einem seltsamen Aufzuge. Er war hoch aufgeschürzt, hatte auch seine Ärmel zurückgestreift, um sich ganz unbehindert seiner Tätigkeit hingeben zu können. Diese bestand darin, dass er mit einer Sichel rechts und links die Tiere köpfte und mit einem scharfen Messer sie sofort enthäutete. Nur hin und wieder hatte er Zeit, seine bluttriefenden Hände in einem weissegewesenen Wischtuch abzutrocknen. Für die leichtfüßigen Tiere, die sich seinen Hieben durch die Flucht entzogen, hatte er eine Menge Hunde dressiert, die ihm, ebenso wie eine Anzahl Gefäße zum Aufnehmen des Fleisches und der Eingeweide, folgten. Der Stolz eines so triumphierenden Besiegten war denn auch nicht gering.

Str. 1225—1314. Eine noch glänzendere Aufnahme als dem Herrn der Fleischgerichte lässt der Erzpriester aber dem Liebesgott zuteil werden. Auch seine Herrschaft wird um Ostern neu belebt bei Menschen, Tieren und Pflanzen. Die gefiederten Sänger, soviel ihrer sind, die Häher und Rotkehlchen, Lerchen, Papageien lassen ihre süssesten Weisen erschallen, die Bäume ziehen Festgewänder an: da wollen auch die Menschen nicht zurückstehen. „Mit Kling und Klang, hinaus zum Tor, auf offne Wiese, ziehn sie vor“. Der Erzpriester beschreibt den Kling und Klang in eingehendster Weise, indem er einen Katalog aller damals bekannten Blas-, Zupf-, Streich- und Schlaginstrumente gibt, nebst einer Charakteristik ihres Tones. Alle Wege sind mit festesfrohen, liebesdurstigen Menschen angefüllt, unter denen Roiz, mit einer gewissen Bosheit, ebenfalls katalogartig, die geistlichen Orden alle namentlich aufführt, ja auch die weiblichen Orden sind vollzählig vertreten. In die Aufzählung werden mit unverkennbarer Ironie Bibelsprüche eingeflochten, so singen die Ordensschwester zu Amor: *Mane nobiscum domine!* — Analog dem Carnal lässt er auch Amor sein Symbol vorausleuchten, ehe dieser selbst auftritt: ein reichverziertes weibliches Bildnis mit einer goldenen Krone. Beim Näherkommen erblickt man dann den lächelnden, strahlenden Herrscher selbst, auf stolzem Ross und in

prächtiger Kleidung, umgeben von einem stattlichen Gefolge von Damen und — Erzpriestern. Alle Welt stürzt ihm zu Füssen und drängt sich heran, um ihm die Hände zu küssen. Dann aber lässt der Erzpriester humorvoll einen Streit entstehen um die Ehre, welcher Stand den geliebten Herrscher beherbergen soll. Die Ordensgeistlichen versprechen ihm eine glänzende Bewirtung und glänzende Betten, werden aber von den weltlichen Geistlichen als knickerig, nicht standesgemäss und unzuverlässig, als grosse Schwengel in kleinen Glocken hingestellt. Den Rittern missgönnen die Knappen die Ehre und decken Amor die Fehler der ersteren, Grossmüligkeit und Spielwut, auf. Die Nonnen polemisieren gegen der Knappen und aller andern mangelnden Lebhaftigkeit — in welchem Punkte, ist nicht zu verkennen! —, werden aber von allen an den Pranger gestellt als Heuchlerinnen und falsche Weiber. Nur der Erzpriester bemerkt überlegen, dass er, wenn er gefragt würde, Amor kein besseres Logis empfehlen könne. Amor aber als gerechtigkeitliebender Herrscher kann sich nicht entschliessen, einen Stand zu bevorzugen, sondern folgt einem Privatmann, dem Erzpriester, der mit Rücksicht auf ihre alten Beziehungen, die Bitte zu stellen gewagt hatte. Da jedoch seine Wohnung zu klein war für die vielen Diener, so befahl Amor sein Zelt aufzuschlagen und als Audienzzimmer einzurichten für die bei Tage und bei Nacht eintreffenden Besucher. Dieses Zelt erfüllt Roiz durch seine Pracht mit andächtiger Bewunderung, und er verwendet auf seine Schilderung eine Menge Strophen, deren Inhalt sich teils mit dem Poema de Alejandro deckt, wie Puymaigre bemerkte (der sich aber, ebenso wie Sanchez in der Deutung der Monatsrepräsentanten um zwei irrt). Dargestellt ist nämlich das Jahr in allegorischen Figuren. Zunächst an einem Tisch sitzen drei Ritter, die sich nicht mit einer langen Stange erreichen können und doch nicht die Kante eines Geldstückes zwischen sich einschieben lassen könnten. (Dieser Vergleich kehrt ähnlich bei jeder Gruppe wieder.) Der erste macht die Tage kurz und die Morgen kalt, isst die ersten Nüsse, lässt fette Schweine schlachten etc. etc. Der zweite lebt von Pökelfleisch; pustet sich manchmal die Fingerspitzen, um sich zu wärmen etc. Der dritte hat zwei Köpfe — daraus geht hervor, dass der Januar gemeint ist, mithin Sanchez und Puymaigre irren, wenn sie die ersten beiden Ritter den ersten beiden Jahresmonaten gleichsetzen. Das ergibt sich auch daraus, dass bei dieser Annahme die andern Attribute nicht stimmen, wie sich leicht nachweisen lässt. Die zweite Gruppe von drei Adelligen sitzt ebenfalls an einem Tisch. Der erste von ihnen ist ein Zwerg — deutlicher Hinweis auf den Februar mit seinen 28 Tagen. — Die folgenden Allegorien bieten nichts Originelles, ich übergehe sie daher. — Der Erzpriester glaubte zu träumen, als er alle die Herrlichkeiten sah und liess sie sich von Amor, dem omen letrado, er-

klären. Auf eine weitere Beschreibung des Zeltcs will er sich aber nicht einlassen. Amor legte sich dann kurze Zeit zur Ruhe, ungestört, weil seine Gefolgschaft meist bei Don Carnal weilte. Als er wieder auf war, wagte der Erzpriester die Frage an ihn, wo er sich seit ihrer letzten Zusammenkunft aufgehalten habe. Seufzend erwiderte der Liebesgott, dass er den Winter in Sevilla und Andalusien verlebt habe, mit gutem Erfolge, dass dann aber die doña Quaresma mit ihrer Heiligkeit ihm alle Menschen abspenstig gemacht habe. Unter vielen Paternosters und plärrenden Gebeten habe man ihn schliesslich aus der Stadt geworfen. Er habe seine Zuflucht in dem einen oder andern Nonnenkloster gesucht, sei aber auch dort durch Gebete und Fasten immer vertrieben, ganz gegen das oberste Gebot der christlichen Nächstenliebe. Jetzt mit der Rückkehr Carnals beginne auch seine hohe Zeit wieder.— In der Tat ist der Liebesgott am nächsten Morgen bereits verschwunden mit seinem Hofstaat und lässt den Gastgeber in einer aus Sorge und Freude gemischten Stimmung zurück, wie das so seine Art ist.

Str. 1315—1320. Seine eigene Stimmung und das Gebahren seiner Umgebung, die allgemein in fleischlichen Lüsten schwelgt, lassen auch in der liebesbrünstigen Seele des Erzpriesters den alten Wunsch nach einer holden Freundin rege werden; er rief wiederum Trotaconventos zu sich, und diese konnte auch gleich mit einer reichen, honetten Witwe aufwarten. Leider aber zerschlug sich die Sache doch, weil die Dame auf die eingesandten Gedichte gar nicht reagierte.

Str. 1321—1331. Der Erzpriester aber ersah sich bald, am Markusfeste (25. April), in der Kirche ein anderes Objekt, dessen heisses Gebet ihm tiefen Eindruck machte. Er setzte seine Vermittlerin auf die neue Spur, die sie, wenn auch widerstrebend, aufnahm. Sie gibt der jungen Witwe darin Recht, dass der Stand der jungen Witwe dem der unglücklich Verheirateten unbedingt vorzuziehen sei, preist aber als das Ideal die Freundschaft mit einem so tüchtigen Manne, wie sie ihn ihr empfehlen könne. Als Antwort gibt ihr die Dame ein Schreiben folgenden Inhalts: „Es sprach die Turteltaube: ‚Habt Ihr Frauen denn gar kein Schamgefühl, dass Ihr Eure Liebe alle Augenblicke ändert, um neuer Hochzeiten willen?‘ Darum hat die Unterzeichnete den Ritter Apodas geheiratet.“ Der Erzpriester kann einen solchen Korb nicht übel nehmen, dazu ist er ein zu anständiger Kerl, bestellt sich aber Trotaconventos um Ersatz zu beschaffen.

Str. 1332—1347. Jetzt macht diese ihm einen neuen Vorschlag: er solle sein Heil einmal in einem Kloster versuchen, mit einer Nonne sei noch Aussicht auf ein dauerndes Liebesverhältnis. Und welche Vorteile hat der Liebhaber noch nebenher, wie sie aus ihrer zehnjährigen Klosterdienstzeit weiss! Namentlich nach der materiellen Seite! So etwas von feinen Speisen, in denen das süsse Element überwiegt — es

werden 18 verschiedene Konfitüren namhaft gemacht — und guten Weinen gebe es nirgendwo anders. Dabei haben die Nonnen andere grosse Vorzüge. Sie sind keine Plaudertaschen, und nett und lustig und von guter Abkunft; in puncto der Liebe aber wissen ihre Küchenmädchen — unter ihnen hat Trotac. vielleicht ihre Ausbildung erhalten — bereits mehr als eine Dame der grossen Welt. Juan Roiz leuchten diese Gründe wohl ein und er bittet die Alte, die Unterhandlungen mit dem Kloster einzuleiten. Trotac. erwählt eine frühere Herrin von sich, der sie, auf deren Frage, ganz beiläufig von ihrem jetzigen Herrn erzählt, dem sie immer von ihrer früheren Herrin vorschwärme. Doña Garoza schreckt sofort zurück: „Hat er Dich hergeschickt?“, und wird auch durch das prompt erfolgende „Nein“ nicht beruhigt, sondern rückt der Kupplerin ihre Undankbarkeit, dass sie jetzt ihre gute Herrin ins Unglück stürzen will, vor.

Str. 1348—1356. Sie wählt dazu die Fabel von der undankbaren Natter, die ein Gärtner bei sich aufnahm und den ganzen Winter pflegte, diese aber suchte ihn zu ersticken. Genau so hat Trotac. an der Herrin, die die arme, übelbeleumundete Magd aufnahm, gehandelt, indem sie sie um ihr Seelenheil zu betrügen suchte. So leicht aber gibt die Kupplerin ihr Spiel nicht verloren. Keck erwidert sie den so berechtigten Vorwurf mit einem andern. Sie wirft der Herrin vor, sie sei so verändert gegen die alte Magd, weil diese ohne ein „Geschenk“ komme, während sie früher stets mit vollen Händen gekommen sei — ein unzweideutiger Hinweis auf das nicht ganz unzweideutige Vorleben der Dame —, und zieht nun, zu ihrer Entschuldigung, die Fabel vom altgewordenen Jagdhund heran.

Str. 1357—1369. Dieser kam, während er sonst nie beutelos gewesen war, eines Tages ohne das aufgescheuchte Kaninchen zurück. Sein Herr liess ihn böse an. „Aber so ist die Welt, führt Trotac. fort, die Jugend wird gelobt, das Alter verachtet, obwohl das letztere zu tun ein Zeichen für Dummheit und niedrige Gesinnung ist. Nur der, von dem man Nutzen hat, wird geschätzt, frühere Dienste versinken in Vergessenheit, so dass der Greis stets ohne Freude leben muss.“ Diese, so aufrichtig klingenden, Sentenzen erweichen doña Garozas gutes Herz, sie nimmt ihre Vorwürfe zurück, entschuldigt sich aber damit, dass sie, wenn sie Urracas (= Trotac.) Vorschläge annähme, fürchtet, von ihr betrogen zu werden, wie die Landmaus von der Stadtmaus.

Str. 1370—1386. Die Folgerung, die die Nonne aus der graziös erzählten Fabel zieht, ist die, dass sie lieber weiter bei Sardinien im Kloster leben, als durch Genuss gebratener Rebhühner ihr Seelenheil und ihren guten Ruf gefährden will. Schlagfertig erwidert ihr die Alte, dass es töricht sei, wenn man den Wert des Vergnügens nicht zu schätzen wisse. Man unterscheide sich dann nicht von dem törichten

Hahn (Str. 1387—1400), der auf dem Misthaufen einen Saphir findet und verwünscht, weil er nicht essbar ist. Die Nonne, die eigensinnig bei ihrer minderwertigen Klosterkost und -kleidung verharret, wenn ihr Besseres geboten wird, ist auch der Torheit zu bezichtigen. — Garoza wird schwankend und bestellt die Alte auf morgen wieder, um sich eine definitive Antwort zu holen.

Als sich Trotac. am anderen Morgen einstellt, findet sie die Dame in der Messe und macht ihr darüber gallige Vorhaltungen. „Immer und immer singen und lesen, immer mit den Schwestern zanken und streiten, aber nie lachen oder spielen“. Als die Messe aus ist — die andern Nonnen freuen sich alle auf die Neuigkeiten der Vermittlerinnen im Sprechzimmer und eilen zu ihnen, die Mönche stürzen ins Refektorium — gehen Garoza und Urraca fort, dabei erzählt die letztere die Fabel vom Schosshündchen und vom Esel.

Str. 1401—1411. Mit dieser will sie sich entschuldigen, wenn sie bei ihrer redlichen Absicht, gestern etwas Verkehrtes angerichtet hat; das Gutgemeinte wird gar so leicht missdeutet. Die Dame will die gestrigen Vorgänge aus ihrem Gedächtnis tilgen, muss aber bei ihrer Weigerung beharren, denn so leicht lässt sich niemand töten, und sei es auch nur moralisch.

Str. 1412—1424. Sie denkt da an den Fuchs, der sich tot stellte und sich alle körperlichen Verstümmelungen gefallen liess, bis man ihm ans Herz und damit ans Leben wollte. Eigentlich sollte sie jemandem, der ihr an ihren guten Ruf und damit an ihr Seelenheil tasten wolle, einen ganz anderen Lohn zuteil werden lassen, als ihn nur davon jagen. Trotac. bekommt es mit der Angst vor diesem Energieausbruch, weist aber auf ihre Nützlichkeit für ev. spätere Fälle hin.

Str. 1425—1436. Wurde doch auch der stolze Löwe von dem verachteten Mäuschen aus schwerer Gefahr gerettet! — Durch diesen Vergleich ist die Dame schon wieder beruhigt und redet der durch nichts zu verblüffenden Kupplerin selbst wieder Mut ein, an und für sich sei sie ja gar nicht so abgeneigt, den Vorschlägen zu folgen, nur die Sorge, betrogen zu werden, halte sie von dem Ja zurück.

Str. 1437—1444. Man wisse ja, wie oft man Schmeicheleien teuer bezahlen müsse, wie leicht man dazu neige, dieselbe Dummheit zu begehen wie der Rabe mit dem Stück Käse. — Einer Nonne stehe nun schon ein solches Vergehen gar nicht an. Die Alte beruhigt die Dame auch in diesem Punkte mit dem Beispiel von den Hasen.

Str. 1445—1453. Diese fürchteten sich auch, aus purer Hasenherzigkeit, ohne jeden Grund. — „Auch die Skrupel der Garoza liessen sich nicht dadurch rechtfertigen, dass einmal eine Frau nicht den rechten Weg aus einer Liebschaft zurückgefunden habe“. — Der Dame fällt nun bei dem unablässigen Drängen der Kupplerin der Pakt des

Verbrechers mit dem Teufel ein, sie fürchtet einen ähnlichen Lohn, wenn sie ihr folgt.

Nr. 1454—1484. In einem Lande ohne Gerechtigkeit trieben viele Diebe ihr Unwesen, bis eines Tages der König durch seine Richter mehrere in seine Hand bekam und zum Tode verdammt, teilweise geringfügiger Ursachen halber, nur um ein Exempel zu statuieren. Einer der Todeskandidaten war schon einmal mit dem Galgen verlobt gewesen und hatte, um das Verlöbnis zu lösen, seine Ohren lassen müssen, jetzt fürchtet er, dass es doch zur Vermählung kommen werde. Aber bevor es soweit ist, tritt der Teufel herzu, und verlangt von ihm das Vermächtnis seiner Seele, während er dagegen ihm bei allen künftigen Diebstählen beizustehen sich verpflichtet. Der Pakt wird geschlossen, und der Verbrecher lässt sich mit Seelenruhe an den Galgen führen, denn sein Beschützer hat ihm, als sicheres Mittel zur Freiheit empfohlen, den aufsichtführenden Richter beiseite zu nehmen, in seinen Busen zu greifen und ein Geschenk herauszuholen, das er, der Teufel, hineinstecken werde. Das Verfahren bewährt sich glänzend — scharfe Satire auf die Gerichtsbarkeit — und der Dieb wird auf freien Fuss gesetzt; bald wieder eingebracht, wird er ebenso befreit. Schliesslich wurde dem Teufel die Sache zu arg, und statt des üblichen Geschenkes zog der Verbrecher einen schwarzen Strick aus dem Busen, der sogleich Verwendung finden sollte. Auf seine Beschwerde hin liess ihn der Böse, wenn auch „hängen“, so doch nicht „stecken“, denn er stellte sich unter ihn als Fussbank. Doch der Gehängte lastete ihm bald zu schwer auf den Schultern. Um seinen scheinbaren Vertragsbruch zu mildern, liess er seinem Klienten alle die Kleidungsstücke und Schuhe erscheinen, die er in seinem Dienst zerrissen hatte, ausserdem sah der Verbrecher mit Entsetzen in seiner Hand grosse Haken, an denen Katzen taumelten; dieses waren die Seelen, die auf die betrüglichen Künste des Teufels eingegangen waren. Nach dem Gesicht sprang der Böse unter seinem Schützling weg, der damit dem Tode verfiel. — „So geht es dem, der falschen Freunden traut, meint Garoza, zuerst versprechen sie alles Gute, hernach aber überlassen sie den Freund nicht nur seinem Schicksal, sondern erweisen sich als seine ärgsten Feinde.“ — Trotz der Abweisung gibt Trotac die Sache nicht verloren, sie rät der Dame, sich wenigstens einmal den Bewerber anzusehen und einige Worte mit ihm zu wechseln. Während dieser Zeit werde sie, Urraca, bei ihr bleiben, so dass nichts Unziemliches geschehen könne. Garoza bittet ihre Vertraute, ihr zunächst einmal das Äussere des Erzpriesters zu schildern.

Str. 1485—1507. Mit Rücksicht auf das Interesse, das man für das Äussere unseres Juan Roiz hegen wird, gebe ich das ganze Signalement wieder: Erscheinung: gross, breit, robust; Kopf: nicht

klein, struppig; Ohren: gross; Nacken: kurz, fleischig; Haare: schwarz, Augenbrauen: dito (nicht zusammenstossend); Nase: entstellend lang; Mund: gross, rotes Zahnfleisch, rote nicht eben schmale Lippen; Augen: klein; Arme und Beine: wohl proportioniert; Fuss: klein; Gang: selbstbewusst und sicher, wie der des Pfaues; dabei jung, elastisch, tüchtig und ein Kenner vieler Instrumente — alles in allem ein Liebhaber, wie er nicht besser gemalt werden kann. — Auf das schmeichelhafte Gemälde hin wird Garoza wieder unschlüssig, sie bittet um einen Tag Bedenkzeit, den ihr aber die Alte, die solche Ausflüchte kennt, nicht bewilligt. Diese sagt vielmehr, weil sie fühlt, dass sie die Nonne bekehrt hat, einfach, der Liebhaber werde morgen erscheinen, und hat ihr Opfer richtig erkannt, denn dieses bittet nur, dass die Unterredung nicht unter vier Augen stattfinden, und dass die Unterhandlungen vor dem Erzpriester geheim bleiben möchten.

Voller Triumphfreude berichtet Urraca ihrem Auftraggeber von dem guten Ausgang ihres Unternehmens, ermahnt ihn aber, im eigenen Interesse, der Dame nicht mit albernen Spässen aufzuwarten, weil das einer Nonne keinen Spass mache, sondern sich jetzt gleich zu überlegen, was er mit ihr sprechen könne. Roiz jedoch zieht das Verständigungsmittel eines Briefes vor, der in die erste Messe gebracht und beifällig aufgenommen wird. Als er die Angebetete in der Messe dann von Angesicht zu Angesicht sah, mit ihrem Reiherhals und ihrer blühenden Gesichtsfarbe, konnte er einen Fluch nicht unterdrücken, dass soviel Reize ungesehen in einem Kloster verblühen sollten. „Wer steckte eine weisse Rose in schwarze Wolle und Schleier? Besser wäre es, wenn sie Kinder und Enkel um sich spielen sähe! Weiss Gott, mag die Liebe einer Nonne zu einem Liebhaber ein Irrtum gegen Jesus Christus sein, ich wollte, wenn ich dieser Sünder wäre, die Konsequenzen auf mich nehmen!“ — Dieser epikureisch-kecke Ausruf Juan Roiz' hat noch Janer bei seiner Ausgabe (1864) Bedenken eingeflösst!

Die Liebe zwischen doña Garoza und Roiz wurde zur Tatsache. Um ihr aber das Anstössige zu nehmen, erzählt der Erzpriester von dem heiligenden Einfluss, den sie auf ihn gehabt habe. „Solange sie lebte, war Gott mein Führer, denn sie betete und fastete für ihren Geliebten mit; für weltliche Liebe war sie, wie alle Nonnen, nicht zu haben!“ Wenn wir in der Betonung des „heiligen“ Liebesverhältnisses mehr als eine Deckung den Vorgesetzten gegenüber erblicken wollen — der ganze, salbungsvolle Ton harmoniert gar nicht mit der Einfädelung der Garoza-Episode —, so würde das Bild des Erzpriesters dadurch recht getrübt. Denn die kühle Art, wie er sich mit der Tatsache „Alle Menschen müssen sterben“ über den bald erfolgten Tod der Garoza hinwegsetzt, liesse darauf schliessen, dass ihm „heilige“

Liebesgeschichten weniger am Herzen lagen, und er nur froh war, ihrer auf anständige Art überhoben zu sein. Wegen eines (verlorenen) Trauergesanges über den Gegenstand bittet er freilich den Hörer, auf seine Bekümmernis Rücksicht zu nehmen und die Fehler zu entschuldigen. — Mir scheint der ganze Schluss von der Notwendigkeit, in geregeltere Bahnen zurückzulenken, diktiert zu sein.

Str. 1508—1512. Das nächste Objekt seiner unersättlichen Liebesgier ist eine Maurin, bei der aber Trotac. schlechte Geschäfte macht, denn die Maurin erwidert auf ihr begeistertes Lob nur einige arabische Worte und schickt sie endlich fort.

Str. 1513—1519. Jetzt erzählt der Erzpriester, in welcher verschiedenen Dichtungsarten er sich versucht habe und nennt: Tanzlieder für Jüdinnen, Maurinnen und Kupplerinnen, zu verschiedenen Instrumenten (die er charakterisiert) zu singen, ferner Lieder für Blinde, fahrende Schüler u. v. a., die sich an den Türen herumdrücken, meist burlesken Inhalts; alles in allem würde nicht auf 10 Bogen gehen.

Ein grosser Schmerz stumpft bekanntlich den Genius ab, auch dem Erzpriester ist sein Mund durch einen solchen verschlossen: seine treue Vermittlerin Urraca ist in seinen Diensten verblieben, ihm damit viele Türen verschliessend.

Str. 1520—1575. Bevor er auf ihren Tod eingeht, bringt er eine, an Gemeinplätzen reiche, Verwünschung des Todes, auch wegen der Veränderungen, die er an dem Leichnam hervorruft (Roizscher Realismus!), mit anschliessendem Gebet.

Die Schilderung des Todes der Urraca ist ihrem Stimmungsgehalt nach deutlich ironisch zu fassen, aber ein Grund zur moralischen Enttäuschung liegt m. E. nicht vor. In ernsthafter Weise hätte der Erzpriester den Tod seiner treuen Helferin bei den nicht ganz sauberen Liebesgeschichten nicht wohl feiern können, aber einen Abschluss musste ihr Wirken — als das einer Hauptperson im libro de buen amor — finden. Im Anschluss an den pathetischen Ton der Todverwünschung verbleibt er nun in demselben Stil, dessen Untergrund nur ironisch wird. — Bei den Damen entschuldigt er sich, dass er sie für eine Kupplerin Fürbitte zu tun auffordere, versichert sie aber, dass sie ebenso handeln würden, wenn Urraca die ihre gewesen wäre. Das ihr zugedachte Epitaphium sei, unter der Wirkung des Schmerzes, keine Meisterleistung geworden.

Str. 1576—1578. Die Grabschrift deutet das Gewerbe der Verbliebenen an: muchos casé, warnt vor Leichtlebigkeit, da jeder einst denselben Weg gehen werde wie sie, und bittet um ein stilles Pater-noster; sonst möchte man wenigstens die Tote nicht schmähen.

Str. 1579—1605. Wiederum folgt ein erbaulicher Passus: eine

Allegorisierung der christlichen Heilmittel mit Waffen, gerichtet gegen Laster, wie sie das Mittelalter liebte.

Str. 1606—1617. Auf die lange „Predigt“, über die sich der Erzpriester selbst lustig macht — er habe immer eine Vorliebe für kurze Kanzelreden gehabt —, lässt er nun einen „kleinen“ Hymnus auf die „kleinen“ Frauen folgen, die er den grossen bei weitem vorzieht. Kalt sind sie wie der Schnee und brennen doch wie Feuer so heiss, zur Liebesfeier sind sie so gut zu gebrauchen wie im Hauswesen. Einem Stückchen Zucker, das viel Süssigkeit, dem Quäntchen Balsam, das Wohlgerüche verbreitet, kann man das kleine Frauchen, man kann es der kleinen Rose, dem Goldkörnechen vergleichen. Singen doch auch unter den Vögelein die am lieblichsten, die am kleinsten sind: Lerche und Nachtigall. Kurz und gut der kleinen Frau lässt sich nichts Ebenbürtiges zur Seite stellen, sie ist ein Paradies auf Erden, Trost, Freude, Lust und Segen des menschlichen Daseins! — Neckisch beschliesst Roiz den entzückenden Lobgesang mit einem Witzchen: „Von zwei Übeln soll man stets das kleinere wählen, also wählt Euch eine kleine Frau!“

Str. 1618—1625. Um den Ausgang Februar, Eintritt März durchzog wieder die Sünde das Land und weckte, wie bei vielen Äbten, auch bei unserm Erzpriester die Sehnsucht nach Liebe. Da er keine Vermittlerin mehr an der Hand hatte, nahm er sich einen neuen Sendboten, diesmal männlichen Geschlechtes. Don Huron war ein ganz gut zu gebrauchender Bursche, auch gut von Charakter, wenn man es mit den 14 kleinen Fehlern, unter denen Lügenhaftigkeit, Schwatzhaftigkeit, Händelsucht, Wahrsagewut die sympathischeren sind, nicht so genau nahm. Wenn er z. B. nichts zu essen hatte, fastete er mit wahrer Leidenschaft! Der Erzpriester sagte sich, dass der Liebesabgesandte immer noch besser sei, als gar keiner. Er konnte auch lesen, freilich stümperhaft und gerade dadurch, dass er Lieder, die sein Herr verfasst hatte, auf dem Markte ausschrie, verdarb er sich alles bei den Damen.

Str. 1626—1634. Zum Schluss des ganzen Buches hält der Erzpriester eine kurze Apologie und Empfehlung für nützlich. Einem jeden, der besser dichten könne, als er, stellt er Zusätze und Korrekturen frei. Das Buch ist an Umfang klein, aber die Bemerkungen, die man zwischen den Zeilen lesen muss (*la glosa*), lassen es dick werden, hinter jeder Erzählung verbirgt sich ein tiefer Gehalt. Wie weit man solche Verweisungen auf das mittelalterliche mystice ernst nehmen braucht, haben wir bereits eingangs gesehen. Der Erzpriester ist auch ehrlich genug zuzugestehen, dass er das Buch, ausser zur Erbauung, auch als Brevier des Witzes und Scherzes gedacht habe. Wenn es ihm gelungen sei, seine Leser mit seinen „juglerias“ zu amtt-